HEIMATBLATT

der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg/Warthe Stadt und Land

Juni 2021 Heft 62

Zum Titelbild

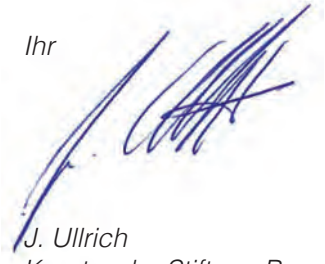
Das Titelbild und Seite 2 zeigen die Feldsteinkirche in Wormsfelde im Sommer 2020.
Bilder: SL

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

eine neue Ausgabe des Heimatblattes der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg (Warthe) Stadt und Land liegt vor Ihnen. Die beiden Redakteurinnen haben wieder eine große Anzahl Zuschriften erhalten und konnten viele Beiträge über die alte Heimat sowie aus heutiger Zeit zu einem interessanten Heft zusammenstellen. Leider erfordert die Corona-Pandemie weiterhin viel Verzicht auf allen Seiten. So muss das Haus Brandenburg in Fürstenwalde nun leider schon lange für den Publikumsverkehr geschlossen sein und wird es bis auf Weiteres auch bleiben, aber die Arbeit in der Bibliothek und dem Archiv sowie die Beantwortung von Anfragen gehen ungehindert weiter.
Die Partnerschaft zwischen Herford und Gorzów wird weiterhin gepflegt, doch ist alles auf Kontakte per Telefon und E-Mail reduziert. Die Stadt Gorzów hat zum „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ am 30. Januar eine ganze Reihe übers Internet abrufbarer Beiträge veröffentlicht, der Höhepunkt war das Konzert der Musiker der Philharmonie Gorzów unter dem Titel „Mendelssohn/ Brahms – die Erben des Klassizismus“ am 30.01.2021, wovon es eine Live-Übertragung im Internet bei YouTube gab. Während der Konzertpause wurden ein Filmbericht über die Feierlichkeiten des Vormittags und eine kurze Rede des Präsidenten der Stadt ausgestrahlt.
Vielen Dank für alles nach Gorzów!
Nach dem verheerenden Brand des Turmes am 1. Juli 2017 begann eine umfangreiche Renovierung der Marienkirche in Gorzów. Es gab viele Spenden, auch die ehemaligen Landsberger beteiligten sich rege, so dass die Stiftung Brandenburg mit einem schönen Geldbetrag unterstützen konnte. Am 1. Februar fand die erste Messe nach der Renovierung statt, die Arbeiten sind jedoch noch nicht abgeschlossen. Lesen Sie im Heft ab Seite 15 mehr darüber.
Trotz des biologisch bedingten Rückganges der Menschen aus der Erlebnisgeneration, also der Zahl der Leser, wollen wir das Heimatblatt gerne weiter in der aktuellen Form herausbringen. Nur durch Ihre Einsendungen und Ihre Mitarbeit wird immer wieder das Erscheinen des Heimatblattes ermöglicht. Vielen Dank dafür! Aber lassen Sie bitte nicht nach, das Heimatblatt braucht auch weiterhin Ihre rege Beteiligung. Auch heute habe ich die dringende Bitte an Sie, für den Bezug des Heimatblattes in Ihrem Bekannten- und Freundeskreis zu werben. Sichern Sie durch Ihre aktive Empfehlung den weiteren Bestand Ihres Heimatblattes.
Beachten Sie bitte den untenstehenden Spendenaufruf.
Corona wird wohl hoffentlich bald im Griff sein, deshalb:

Bleiben Sie vorsichtig!
Bleiben Sie geduldig!
Bleiben Sie gesund!

Ihr



J. Ullrich
Kurator der Stiftung Brandenburg

Dringender Spendenaufruf

Sie wissen ja, dass das Heimatblatt ausschließlich über Spenden finanziert wird. Darum benötigen wir die Spenden unserer Leserschaft. Diesem Heft liegt wieder ein **Überweisungsträger** für Ihre Spende bei, er ist so weit wie möglich bereits ausgefüllt. Bitte seien Sie großzügig!
Neu ist, dass wir für **Spenden ab 100 Euro** eine **Spendenbescheinigung** zur Vorlage beim **Finanzamt** ausstellen.

Bankverbindung: Stiftung Brandenburg – Heimatblatt Landsberg
IBAN DE28 4785 0065 0009 0030 71, BIC WELADED1GTL, Sparkasse Gütersloh-Rietberg

Herausgeber
Stiftung Brandenburg
Parkallee 14, 15517 Fürstenwalde (Spree)

Redaktion
Sigrid Busse **(SB)**, Buchenallee 37, 04435 Schkeuditz
Tel: 03420-4894118
E-Mail: sigrid.busse59@gmail.com

Silke Lüders **(SL)**, An der Trave 16, 23843 Bad Oldesloe
Tel: 0171 7970 758
E-Mail: silke.lueders@t-online.de

Redaktionsschluss für Heft 63 ist der 1. Oktober 2021.
Bitte senden Sie uns Ihre Beiträge so früh wie möglich an eine der beiden oben genannten Adressen.
Die Redaktion behält sich vor, Zuschriften aller Art zu kürzen. Die mit vollem Namen gekennzeichneten Artikel stellen nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers dar.
Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet.

Adressenverwaltung und Änderungen jeder Art
Jochen Ullrich, Himmelpfortener Weg 52,
59823 Arnsberg
Tel. 02931/77893
E-Mail: jochenullrich@gmx.net

Spendenkonto des Heimatblattes
Stiftung Brandenburg – Heimatblatt Landsberg
Sparkasse Gütersloh
IBAN: DE28 4785 0065 0009 0030 71
BIC: WELADED1GTL
Die Stiftung Brandenburg ist eine selbstständige Stiftung bürgerlichen Rechts, errichtet am 11. Mai 1974.

Häufige abgekürzte Quellenangaben:
SBF: Stiftung Brandenburg, Fürstenwalde;
SL, SB: siehe oben.

Datenschutzhinweise
Alle Personen, deren Daten im Heimatblatt veröffentlicht werden, haben bei ihrer Registrierung zugestimmt. Zur Herstellung des Heimatblattes werden der Inhalt und Adressendaten zum Versand als Dateien an eine Druckerei geliefert, die nach Beendigung des Druckvorgangs die Daten unverzüglich vernichtet.
Das Heimatblatt wird ausschließlich an Abonnenten geliefert und ist keine öffentliche Publikumsdrucksache. Ausgenommen sind gesetzlich vorgeschriebene Empfänger.

Gesamtherstellung
becker druck, F. W. Becker GmbH,
Grafenstraße 46, 59821 Arnsberg
www.becker-druck.de

Der 30. Januar 2021 6

Seit über 25 Jahren feiern wir am 30. Januar in Gorzów den „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“. Und obwohl die diesjährigen Feierlichkeiten aufgrund von Pandemiebeschränkungen einen anderen Charakter hatten, gab es auch traditionelle Elemente. Es wurden Blumen an den symbolischen „Gedenkstätten“ in Gorzów niedergelegt, und pünktlich um 12.00 Uhr ertönte auf dem Plac Grunwaldzki die Friedensglocke.

Renovierung der Marienkirche 18

Einen Tag nachdem die ersten Besucher das neugestaltete Innere der Marienkirche ansehen konnten, hat Jarosław Miłkowski für das Nachrichtenportal gorzowwielkopolski.naszemiasto.pl am 2. Februar 2021 ein Interview mit dem Kunstkonservator Michał Jarosiński veröffentlicht, der die Renovierungsarbeiten über zweieinhalb Jahre begleitet hat.

Die Flucht 22

Den 29. Januar 1945 hatte die Familie Wickert – Horst, seine Mutter, seine zweitälteste Schwester Gertrud und deren Mann Otti – mit Vorbereitungen für die Flucht verbracht. Am nächsten Morgen kurz vor fünf Uhr rief die Mutter: „Mein Gott, Junge, es geht wirklich los.“ Die Familie machte sich mit Schlitten und Gepäck auf den Weg zum Zug, wo sie gemeinsam mit den Nachbarn in einem überfüllten Abteil auf die Abfahrt des Zuges warteten.

Wo ist Familie Glaser? 49

Ausgelöst durch den Artikel von Dr. Magdalena Abraham-Diefenbach im Heimatblatt Nr. 61 erinnerte ich mich an Unterlagen und umfangreiche Korrespondenz in meinem persönlichen Archiv, die Bezug auf die Jahre ab 1927 auf die Geschehnisse in Landsberg (Warthe) und die Lebensumstände der jüdischen Kaufmannschaft bis zum bitteren Ende nehmen.

Wilhelm Meydam 56

Der Jurist und Politiker im kommunalen und im Landesbereich der Provinz Brandenburg, Wilhelm Eduard Leopold Meydam, nach dem später auch eine Straße in Landsberg/Warthe benannt wurde, gehört zu den Persönlichkeiten, die über viele Jahre in der Stadt wirkten.

Die alte Mühle in Dühringshof 72

Die Pandemie hat die Modernisierung von Zagroda Młyńska in Bogdaniec/Dühringshof nicht aufgehalten. Die Arbeiten an dem Ensemble der Wassermühle, das auch zum Muzeum Lubuskie gehört, sind seit 2019 in vollem Gange und die umfangreichste Renovierung der letzten 200 Jahre soll insgesamt fast 9 Mio. PLN kosten.

Editorial 3
Impressum/Inhalt 4
Tag des Gedenkens und der Versöhnung:
Ansprache des Stadtpräsidenten 6
Geschichte des Tages des Gedenkens und der Versöhnung 10
Freundschaft 14
Aktuelles:
Beiträge über die Marienkirche 15
Erinnerungen:
Die Flucht – Teil 3 22
Leserbriefe:
Ein weiteres Stück Erinnerung – das Eldorado 30
Peter Engel – Nie wieder Krieg 33
Alte Fotografien aus Landsberg (Warthe) 34
Wolfhart Paucksch – Beitrag über A. L. Bornitz 35
Persönlichkeiten:
Eduard Boas 36
Leserbriefe:
Fragen zur Familie Max Bahr 42
Gut Oberhof – Fotos und Informationen gesucht 45
Literaturtipp:
Was ich meinen Kindern noch sagen wollte 46
Leserbriefe • Kontakte • Suche • Diverses
Wer kann helfen? 47
Wer kannte den Förster aus Morrn? 48
Geschichte:
Wo ist Familie Glaser? 49
Literaturtipps:
Sand über welke Blätter 54
Neumark 55
Persönlichkeiten:
Wilhelm Meydam 56
Regionalforschung:
Landsberg an der Warthe (Gorzów Wlkp.) im Blick seiner Maler und Zeichner, Teil 2 60
Leserbrief:
Ein Gemälde mit Familiengeschichte 66
Aktuelles:
Heimat im Bild – Vietz 68
Die alte Mühle in Dühringshof 72
Wiedereröffnung in Santok/Zantoch 74
Persönlichkeiten:
August Friedrich Hänseler 76
Persönliches:
Helmut Seidel 79
Wir gratulieren 80
Neue Leser – Neue Adressen – Unbekannt verzogen 91
Wir gedenken unserer Toten 92
Landsberger Literaturverzeichnis 96
Leserbrief:
90. Geburtstag der Lutherkirche 98

Der 30. Januar 2021

Ein besonderer „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“

Seit über 25 Jahren feiern wir am 30. Januar in Gorzów den „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“. Und obwohl die diesjährigen Feierlichkeiten aufgrund von Pandemiebeschränkungen einen anderen Charakter hatten, gab es auch traditionelle Elemente. Es wurden Blumen an den symbolischen „Gedenkstätten“ in Gorzów niedergelegt, und pünktlich um 12.00 Uhr ertönte auf dem Plac Grunwaldzki die Friedensglocke.

Das Programm der diesjährigen Feierlichkeiten wurde unter Berücksichtigung der mit der Pandemie verbundenen Einschränkungen vorbereitet. Somit gab es leider kein polnisch-deutsches Treffen.
Am Morgen legte **Eugeniusz Kurzawski**, der Sekretär der Stadt, in Begleitung von Stadträten und Wachen Blumen an drei Gedenkstätten nieder: auf dem Lapidarium im Kopernikus-Park, auf dem Militärfriedhof und im Ossarium auf dem städtischen Friedhof. Pünktlich um 12.00 Uhr läutete der Bürgermeister der Stadt, **Jacek Wójcicki**, in Begleitung des Vorsitzenden des Stadtrats, **Jan Kaczanowski**, die Friedensglocke auf dem Plac Grunwaldzki. Die Ansprache des Stadtpräsidenten wurde mit deutschen Untertiteln aufgezeichnet.

Die Ansprache des Stadtpräsidenten:

Sehr geehrte Damen und Herren,
wie jedes Jahr feiern wir heute, am 30. Januar einen besonderen Feiertag – den „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“. Heute hat dieser Tag eine besondere Bedeutung: Er steht nämlich unter dem Zeichen des gegenseitigen Respekts, Verständnisses und der Freundschaft zwischen den ehemaligen Einwohnern Landsbergs und den heutigen Einwohnern Gorzów Wielkopolkis.
Die heutige Feier kann man gut und gerne als ein Bindeglied bezeichnen, das die Vergangenheit unserer Stadt zu einer oft schwierigen, dafür aber äußerst interessan-

Stadtpräsident Jacek Wójcicki.

ten Geschichte zusammenschweißt. Diese Geschichte wurde und wird weiterhin von Menschen geschrieben, die sich diese schöne Stadt an der Warthe zu ihrer Heimat gewählt haben.
In diesem Jahr halten wir diese Feier in einer besonderen Zeit ab, wenn die gesamte Menschheit mit einer Pandemie zu kämpfen hat, so dass es nicht möglich war, uns an diesem Tag der Tradition gemäß zu treffen und gemeinsam zu feiern. Und doch sind wir, den Widrigkeiten des Schicksals zum Trotz, der Tradition gefolgt und haben die wichtigsten symbolischen Gesten dieses Tages vollbracht: An den Orten des Gedenkens, die für unsere Freunde aus Deutschland wichtig sind, haben wir Blumengestecke niedergelegt und am Mittag hat am Plac Grunwaldzki die Friedensglocke geläutet.
Darüber hinaus laden wir Sie alle zu besonderen Events ein, die aus Anlass des Gedenk- und Versöhnungstages vorbereitet wurden und online verfügbar sind:
Ein Live-Konzert aus der Gorzówer Philharmonie und ein Video zur Entstehung der Feier, vorbereitet vom Lebuser Museum in Gorzów.
Ich wünsche Ihnen allen vor allem Gesundheit und einen optimistischen Blick in die Zukunft.
Ich bin zuversichtlich, dass sich die ehemaligen und heutigen Einwohner nächstes Jahr wie gewohnt treffen werden, um den „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ wieder zusammen zu feiern.

Jacek Wójcicki

Jacek Wójcicki läutet in Begleitung des Vorsitzenden des Stadtrats, Jan Kaczanowski, die Friedensglocke.

Die Friedensglocke auf dem Plac Grunwaldzki.

Unser Dank gilt **Tomasz Gierczak** von der Stadtverwaltung Gorzów, der uns alle notwendigen Links zu den Videos, Texten und Fotos der Veranstaltungen geschickt hat.

Link zum Video „Tag des Gedenkens und der Versöhnung – eine kurze Geschichte“:
www.youtube/ec18Tl3qCr4
Link zur Ansprache des Stadtpräsidenten:
www.youtube.com/watch?v=NzY8ZBl2YiM
Link zum Philharmonie-Konzert:
www.youtube/CiGgsSjrWjI

Sollte dieser Link nicht funktionieren, können Sie das Philharmonie Konzert „Mendelssohn/Brahms – Erben des Klassizismus“ vom 30.01.2021 ansehen, indem Sie den Namen
„Koncert z okazji obchodów Dnia Pamięci i Pojednania - Mendelssohn i Brahms“
bei YouTube eingeben bzw. ihn in die Suchzeile hineinkopieren.

Die Philharmonie in Gorzów.

Am Morgen legte Eugeniusz Kurzawski, der Sekretär der Stadt, in Begleitung von Stadträten und Wachen Blumen an drei Gedenkstätten nieder.

Kranzniederlegung auf dem Soldatenfriedhof.

Luftaufnahme vom Soldatenfriedhof.

Der Gedenkstein am Lapidarium im Kopernikus-Park.

Das Denkmal auf dem Soldatenfriedhof.

Kranzniederlegung am Ossarium.

Gedenkstein im Ossarium.

Der winterliche Weg über den Hauptfriedhof zum Ossarium.

Winter auf dem Hauptfriedhof.

Luftaufnahme vom Hauptfriedhof.

Ein Trompeter bläst auf dem Plac Grunwaldzki.

Video zum „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“

Die Stadt Gorzów und des Lebuser Museums zur Entstehungsgeschichte des Feiertages

In Gorzów Wielkopolski ist der 30. Januar ein besonderer Tag. Aus diesem Anlass hat das Lebuser Museum einen Dokumentarfilm vorbereitet, um die Geschichte des „Tages des Gedenkens und der Versöhnung“ darzustellen.

Viele Jahre lang, zuerst 1946, hat man am 30. Januar mit Begleitung von Trommelwirbeln einer Militärkapelle den Jahrestag von „Gorzóws Rückkehr zum Vaterland“ gefeiert. Dabei ist bemerkenswert, dass die Stadt zwar am 30. Januar 1945 von der sowjetischen Armee besetzt wurde, dass aber die polnische Verwaltung hier erst zwei Monate später (am 28. März 1945) entstand. Die volle Souveränität haben die polnischen Behörden hier noch später, erst im August 1945 erlangt. Somit ist der 30. Januar für die Deutschen wichtiger als für die Polen – an diesem Tag ging die „deutsche“ Periode der Stadt zu Ende. Das Lebuser Jan-Dekert-Museum lädt im Alten Speicher in der ul. Fabryczna 1-3 in Gorzów Wielkopolski zu der Dauerausstellung „Schwierige Anfänge des polnischen Gorzóws – die Geschichte der ersten Tage in Anlehnung an die im Museum angesammelten Urkunden“ ein.

Am 30. Januar 1945 ist das 32. Infanteriekorps der 5. Stoßarmee (unter Gen. Nikolai Bersarin) ohne größeren

Die Warthe-Brücke wurde wahrscheinlich am 30. Januar 1945 gegen 18:00 Uhr gesprengt.

Warum wurde die Altstadt zerstört, warum hat sich die Stadtmitte 1945 in ein Ruinenmeer verwandelt?

Am Tag des Gedenkens und der Versöhnung: Ingrid Schellhaas und Karl-Christoph von Stünzner-Karbe haben als Vertreter der Stiftung Brandenburg Gestecke am Lapidarium niedergelegt.

Am 17. Oktober 1993 wurde auf dem ehemaligen evangelischen Friedhof ein zweisprachiger Gedenkstein vor dem Lapidarium enthüllt.

Widerstand in der Innenstadt eingetroffen. Die Deutschen hatten zwei Verteidigungspunkte vorbereitet: In der Nähe der Friedeberger Straße (ul. Franciszka Walczaka) und an der Warthe-Brücke (die wahrscheinlich gegen 18:00 Uhr gesprengt wurde). Da sie aber keine Chance sahen, die Stadt zu halten, haben die deutschen Soldaten sie verlassen und sich in Richtung Küstrin an der Oder zurückgezogen. Als Landsberg von den Russen übernommen wurde, befanden sich dort ca. 30 Tausend Einwohner und eine wesentliche Anzahl von Häftlingen und Zwangsarbeitern (darunter ca. 1.500 Polen). Der Krieg war noch nicht zu Ende. Die Soldaten der Roten Armee nutzten die Frontlage des Gebiets, um die deutschen Wohnungen zu plündern. Man hat u. a. Wertgegenstände, Uhren, Schmuck und Fotoapparate gestohlen. Möbel und Haushaltsgeräte wurden geraubt und zerstört. Diese Aktionen führten zu Bränden und Zerstörung, vor allem in der Stadtmitte. Angst, Schrecken, Unruhe und Warten waren die Gefühle der damaligen Stadtbewohner.

Im kollektiven Gedächtnis

Der 30. Januar ist für die ehemaligen und die heutigen Einwohner der Stadt sehr wichtig. An diesem Tag wird seit 1995 der „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ gefeiert. Es ist eine Feier der Stadt, ihrer ehemaligen und heutigen Einwohner. An diesem Tag begann 1945 ein neues Kapitel in der Stadtgeschichte. Es ist eine besondere Zeit, in der wir nicht nur der gemeinsamen Geschichte und des deutsch-polnischen Erbes unserer Stadt gedenken, sondern auch, ja vielleicht vor allem, an die Versöhnung denken – entgegen den tragischen Erfahrungen. Dabei muss man verstehen, dass nicht nur Polen, sondern auch Deutsche infolge der Kriegshandlungen und der Grenzänderungen danach ihre Heimat und ihr Zuhause verloren haben. Zu den fixen Punkten der Tagesordnung der Feierlichkeiten gehört es, gemeinsam, also Polen und Deutsche, Blumen im Lapidarium niederzulegen. Also dort, wo Fragmente von alten Grabsteinen im Kopernikus-Park zusammengelegt wurden, der in den Jahren 1831 bis 1945 auch Friedhof war. Anschließend werden auch auf dem Militär- und dem Stadtfriedhof Blumen niedergelegt. Genau am Mittag wird die Friedensglocke feierlich geschlagen, woraufhin die Gäste und die Einwohner anderen kulturellen Ereignissen beiwohnen.

Dienstag, der 30. Januar 1945, ist einer der wichtigsten Tage in der Stadtgeschichte.

Etwas hat geendet...

Etwas hat begonnen ...

Warum wurde die Altstadt zerstört, warum hat sich die Stadtmitte in ein Ruinenmeer verwandelt, wenn die Stadt weder umkämpft noch bombardiert wurde? Aus Rache, Gier, Mordlust ...

Am 17. Oktober 1993 hat man auf dem ehemaligen evangelischen Friedhof, der den heutigen Einwohnern von Gorzów als Kopernikus-Park bekannt ist, einen zweisprachigen Gedenkstein mit dem folgenden Inhalt enthüllt:

„Zum Andenken an die Bewohner unserer Stadt, die auf diesem Friedhof in den Jahren 1831-1945 bestattet wurden”.

Seit 1995 wird der 30. Januar als „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ gefeiert. In jenem Jahr gab es einen gemeinsamen ökumenischen Gottesdienst in der Konkordienkirche.

Im Jahre 1995 wurde auf Anregung der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land (BAG) mit dem gemeinsamen Wiederaufbau des Paucksch-Brunnens begonnen.

Vereinbarung besiegelt

Im Jahre 1995 war der 50. Jahrestag von Landsbergs Besetzung durch die sowjetischen Truppen. Die Stadtbehörden haben beschlossen, diesem Tag eine neue Dimension zu verleihen. Der 50. Jahrestag wurde in jenem Jahr als „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ gefeiert. Eine Delegation der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land (BAG) ist nach Gorzów gekommen, die früheren Militärparaden und Salutschüsse wurden durch einen ökumenischen Gottesdienst ersetzt, bei dem man über die schwierige gemeinsame Geschichte nachdenken konnte. Der gemeinsame ökumenische Gottesdienst wurde in der Anton-und-Stanislaus-Kirche abgehalten, früher „Eintrachtskirche“. Eine Kooperationserklärung hat man zuerst im November 1995 in Gorzów, dann im Mai 1996 in Herford unterzeichnet. Die Vereinbarung soll „der Vertiefung der gegenseitigen Beziehungen und dem Verständnis zwischen den beiden Völkern“ dienen, aber auch eine Zusammenarbeit im Bereich der Wirtschaft, der Kultur, des Sports und des Jugendaustausches sichern.

Zur Wiedereinweihung des Brunnens, der 1896 von Hermann Paucksch gestiftet wurde, waren auch Mitglieder der Familie Paucksch angereist.

Im Jahre 1995 hat man, auf Anregung der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land (BAG), mit der Umsetzung des gemeinsamen Wiederaufbaus des Paucksch-Brunnens begonnen, der zu den Wahrzeichen der Stadt gehörte. Er wurde nämlich 1896 vom Landsberger Industriellen Hermann Paucksch gestiftet. Die Deutschen haben aber die Metallskulpturen 1941 demontiert und sie 1942 für Kriegszwecke eingeschmolzen. Im Rahmen der historischen Rekonstruktion des Brunnens wurden neue Skulpturen von der Gorzówer Künstlerin Zofia Bilińska ausgeführt. Eine erneute Inbetriebnahme des Brunnens erfolgte am 2. Juli 1997, im Rahmen des 740. Jahrestages der Stadtgründung.

Am 2. September 2006 wurde die Friedensglocke vom Stadtpräsidenten Tadeusz Jędrzejczak und Ursula Hasse-Dresing enthüllt.

Am 2. September 2006 wurde die Friedensglocke vom Stadtpräsidenten Tadeusz Jędrzejczak und Ursula Hasse-Dresing enthüllt. Sie befindet sich auf dem Plac Grunwaldzki und gilt als Symbol der Freundschaft, der Versöhnung und des Friedens und wurde von der BAG gestiftet. Die feierliche Enthüllung fand 10 Monate vor dem 750. Stadtjubiläum statt und leitete diese Feierlichkeiten ein. Die Glocke wiegt eine Tonne, ist 1,5 Meter hoch, auf den beiden Seiten wurden das Wort „Frieden“ auf Polnisch, Deutsch und Latein, die Jahre 1257-2007 und die Namen Landsberg an der Warthe und Gorzów Wielkopolski eingraviert. Der Klang der von den ehemaligen Einwohnern von Landsberg gestifteten Glocke ist „F“ wie Frieden. Seitdem erklingt dieser Klang, entsprechend dem Beschluss des Stadtrates, an wichtigen nationalen Feiertagen und anderen für die Stadt wichtigen Tagen: am 30. Januar, 3. Mai, 2. Juli, 15. August und 11. November. Die Tafel am Glockenturm enthält eine Aufschrift in der deutschen und in der polnischen Sprache:

„Freude dieser Stadt bedeute / Friede sei ihr erst Geläute“ – zwei Verse aus dem „Lied von der Glocke“ von Friedrich Schiller.

Viele Orte sind Zeugen der deutsch-polnischen Geschichte unserer Stadt. Seit vielen Jahren ist es der ständige und wichtigste Punkt der Feierlichkeiten am 30. Januar,

Die Friedensglocke befindet ich auf dem Plac Grunwaldzki.

Zum kulturellen Programm des „Tages des Gedenkens und der Versöhnung“ gehörten mehrmals auch Symphonie-Konzerte in der Gorzówer Philharmonie.

dass Vertreter der ehemaligen Einwohner von Landsberg an der Warthe, die heute in der Stiftung Brandenburg zusammengeschlossen sind, und die Vertreter der Gorzówer Stadtbehörden Blumensträuße unter der Gedenktafel im Kopernikus-Park und auf dem Militärfriedhof niederlegen. Gekrönt wird diese Feierstunde durch einen gemeinsamen Schlag auf die Friedensglocke.
Im Laufe der Jahre waren mit diesem Tag auch einige außergewöhnliche Ereignisse verbunden. Im Rahmen der Feierlichkeiten zum Gedenk- und Versöhnungstag am 30. Januar 2007 wurde auf dem Stadtfriedhof ein Ossarium enthüllt, in dem Gebeine von 2.700 Landsbergern ewige Ruhe fanden. Sie wurden während des Baus einer Straße durch den Kopernikus-Park ausgegraben, der früher evangelischer Friedhof war. Zu Anlass des Gedenk- und Versöhnungstages hatten wir mehrmals die Gelegenheit, uns in der Gorzówer Philharmonie zu symphonischen Konzerten zu treffen, in der Öffentlichen Woiwodschafts- und Stadtbibliothek bei Buchpräsentationen, im Staatsarchiv u. a. bei Begegnungen der ehemaligen Stadteinwohner mit den Gorzówer Schülern, im Lebuser Museum bei Ausstellungseröffnungen.
Diese Ereignisse wurden von zahlreichen weiteren Events begleitet, wie Internet- und Radiowettbewerben, Verlagspräsentationen, Filmvorführungen, Vorträgen der Regionalhistoriker.

Am 30. Januar 2007 wurde auf dem Stadtfriedhof ein Ossarium enthüllt, in dem Gebeine von 2.700 Landsbergern ewige Ruhe fanden. Sie wurden vom ehemaligen evangelischen Friedhof umgebettet.

Im zweiten Band von „Custodia“ – Jahrbuch des Lebuser Jan-Dekert-Museums in Gorzów Wielkopolski erschien der Beitrag von Henryk Maciej Woźniak unter dem Titel „Gedenk- und Versöhnungstag. Vom Ursprung einer Idee, die zum Grundstein der Gorzówer Identität wurde.“ Bei dem Text handelt es sich um eine wichtige Zusammenfassung des vergangenen Vierteljahrhunderts der Feierlichkeiten zum Gedenk- und Versöhnungstag.

Luftaufnahme von Gorzów mit Stadtpark und Bibliothek.

Im Film wurden das Archivmaterial und Fotos aus der Sammlung des Lebuser Jan-Dekert-Museums in Gorzów Wielkopolski, dem Privatarchiv vom Henryk M. Woźniak und dem Archiv der Abteilung für Marketing und Information der Stadtverwaltung Gorzów Wielkopolski verwendet.
Text: Agnieszka Dębska, Lebuser Jan-Dekert-Museum Gorzów
Deutsche Übersetzung: Grzegorz Kowalski
Eingesprochen in Deutsch: Sławomir Szenwald, Direktor der Woiwodschafts- und Stadtbibliothek Gorzów
Ansehen können Sie dieses Video im Internet unter folgender Adresse:
Tag des Gedenkens und der Versöhnung – eine kurze Geschichte
https://youtu.be/ec18Tl3qCr4 - deutsche Version
https://youtu.be/olWQvtDSNNI - polnische Version
Alle Bilder dieses Beitrages sind Screenshots aus dem Video.

Deutsch-polnische Beziehungen

Agnieszka Weber – eine engagierte Deutschlehrerin aus Gorzów Wlkp.

Agnieszka Weber, Deutschlehrerin am Lyzeum II in Gorzów Wlkp., engagiert sich seit vielen Jahren für die deutsch-polnischen Beziehungen. Hier eine kurze persönliche Vorstellung:

Ich heiße Agnieszka Weber, habe Germanistik studiert und seit 2003 unterrichte ich Deutsch in den Schulen in Gorzów Wlkp. Im Zweiten Lyzeum arbeite ich seit dem Jahr 2008. Sowohl die deutsch-polnische Geschichte als auch die deutsch-polnischen Beziehungen sind sehr wichtig für mich. Deshalb bemühe ich mich sehr, mit meinen Schülern über diese Themen zu sprechen. Meine Schüler lernen gern Deutsch, interessieren sich auch sehr für die deutsch-polnische Geschichte und nehmen gern an verschiedenen deutsch-polnischen Projekten teil. Nicht nur Drittklässler sondern auch Zweitklässler und Erstklässler engagieren sich für die Arbeit bei den Generationentreffen oder bei der Vorbereitung des Tages des Gedenkens und der Versöhnung. Unser Schulleiter, **Tomasz Pluta**, unterstützt meine Arbeit und alles, was ich mit meinen Schülern unternehme.

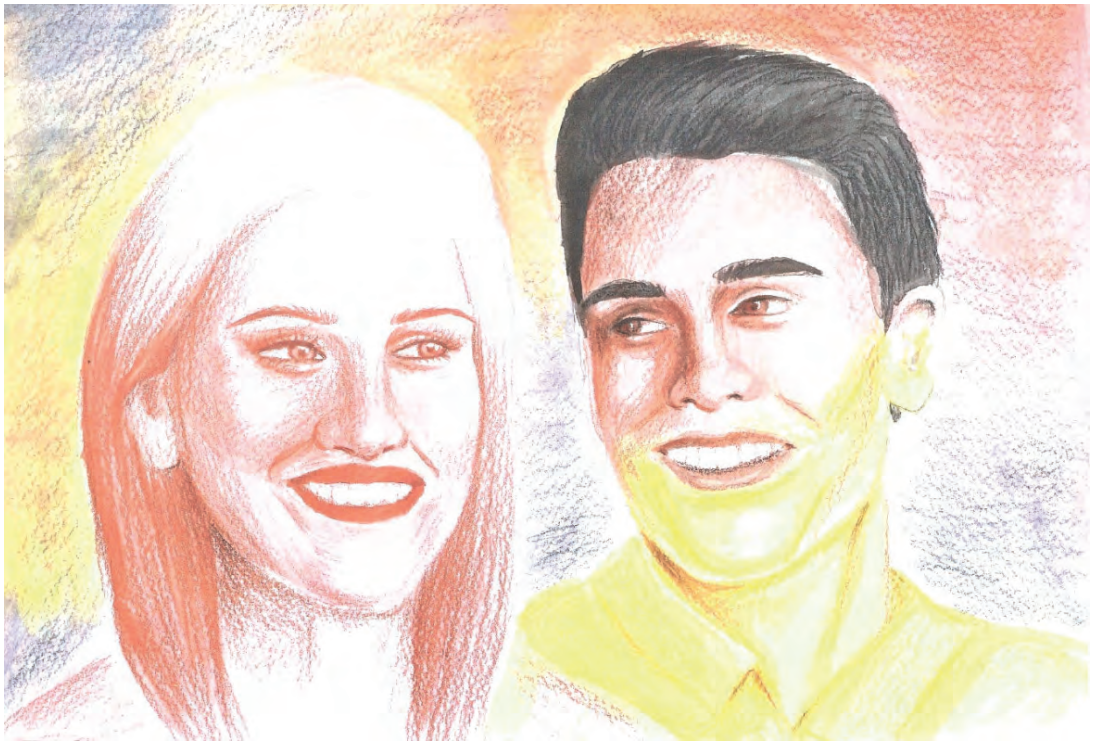
Erläuterung zum Schulsystem
In der dritten Klasse schreiben die Schüler in Gorzów das Abitur. Das Schulsystem in Polen hat sich im Jahr 2019 geändert und die Schüler, die 2019 das Lyzeum angefangen haben, werden das Abitur erst in der vierten Klasse ablegen.

Ein Auftragswerk der Lehrerin
Im Jahr 2018 habe ich meine Schülerin **Alicja Ostrycharz** darum gebeten, dass sie ein passendes Bild zum Thema deutsch-polnische Beziehungen und zum Tag der Versöhnung und des Gedenkens malt. Ich habe ihr sogenannte „freie Hand" gelassen. Sie sollte das Thema aus ihrem Herzen darstellen. Und dieses Bild ist ihre Arbeit:
Auf der Zeichnung hat Alicja die deutsch-polnischen Beziehungen dargestellt und ich muss sagen, dass ich diese Zeichnung sehr mag. Die Frau ist in den Farben der polnischen Staatsflagge und der Mann in den Farben der deutschen Staatsflagge dargestellt. Sie lächeln, sind freundlich und glücklich, so wie eben unsere Beziehungen aussehen sollen.
Alicja hat das Zweite Lyzeum im Jahre 2020 absolviert und hat die Absicht, Architektur zu studieren.

Mit herzlichen Grüßen aus dem Zweiten Lyzeum in Gorzów Wlkp.

Agnieszka Weber

Eingereicht von Wolfhart Paucksch.



Das Bild zeigt, wie eine polnische Gymnasiastin sich die deutsch-polnischen Beziehungen wünscht. Wir finden das Bild äußerst gelungen – es ist künstlerisch anspruchsvoll, emotional und setzt das vorgebene Thema ganz im Sinne einer modernen europäischen Generation um, d. Red.

Wiedereröffnung der Marienkirche

Bauarbeiten noch nicht vollständig abgeschlossen

43 Monate nach dem Brand am 1. Juli 2017 kehrten die Gläubigen in die Kathedrale zurück. Am 1. Februar 2021 hielt Bischof Lityński in der Kathedrale die erste Messe.

Am 1. Februar 2021 wurde mit einer kleinen Anzahl von Gläubigen die erste Messe in der renovierten Marienkirche gefeiert.

Am Montag, dem 1. Februar 2021 kehrten die Gläubigen offiziell in die Kathedrale von Gorzów zurück. Die erste Messe wurde um 7 Uhr morgens unter der Leitung von Bischof **Tadeusz Lityński** gehalten. Um 18 Uhr wurde eine Messe für die Renovierung der Kathedrale, für die Spender und die Menschen, die an der Renovierung arbeiten, gefeiert. Die Rückkehr in die Kathedrale erfolgte 43 Monate nach dem Brand am 1. Juli 2017. Die Predigt an diesem Tag wurde vom Pfarrer der Kathedrale gehalten – von Pater **Dr. Zbigniew Kobus**. Die Fotos vom 1. Februar 2021 zeigen schon viele Fortschritte der Renovierung. Es wurde ein neuer Fußboden (mit Fußbodenheizung) verlegt, das Presbyterium und die Buntglasfenster wurden ebenfalls renoviert. Darüber hinaus gibt es auch neue Kirchenbänke, Seitenaltäre, Beichtstühle und eine neue Beleuchtung. Es wurde auch ein Projektor installiert, auf dem die Liedertexte angezeigt werden.

Noch kein Ende der Bauarbeiten

„Wir müssen noch die Orgel und das Fußboden-Heizsystem in Betrieb nehmen“ – sagte Dr. Zbigniew Kobus in einem Interview mit Radio Plus. Er kommentierte das Innere der Kathedrale:
„Das Aussehen hat sich ein wenig verändert. Ich würde sagen, dass wir gerade zu den ersten Entwürfen der gotischen Kathedrale zurückgekehrt sind. Deshalb haben wir ein so strenges Dekor und es kann am Anfang etwas ungewohnt sein. Natürlich haben wir noch einige Arbeiten vor uns, die sich auf die Dekoration des Innenraums beziehen. Deshalb brauchen wir Geduld.“
Witold Łubieński, Organist der Kathedrale, muss die Gemeinde vorerst auf einem tragbaren Instrument begleiten, denn auch Teile der Orgel sind noch in einer Reparaturwerkstatt.
Im Moment können nur der Hauptteil der Kirche, der Chor und die Sakristei benutzt werden, während der Turm noch nicht verfügbar ist. Dort sind noch Bauarbeiten im Gange. Im Turm sollen ein Besucher- und ein Ausstellungsraum geschaffen werden, und auch die Aussichtsplattform muss noch fertig gestellt werden. Letztlich muss dann auch noch der Mechanismus der neuen Uhr installiert werden.
Das Aufstellen der Zeiger und die Wiederinbetriebnahme der Uhr hängen vom Abschluss der Arbeiten im Turm ab, denn erst am Ende wird der Uhrmacher den alten Uhrmechanismus einsetzen und die Uhr starten. Aufgrund der noch laufenden Arbeiten kann die Kirche zurzeit nur durch den Seiteneingang von der ul. Sikorski betreten werden und ist sowohl an den Wochentagen, wie auch sonntags, nur eingeschränkt geöffnet.
www.facebook.com/gosc.zielonogorskogorzowski/posts/2045775025596323
Quelle: facebook, Übersetzung: SL

Bischof Lityński hielt die erste Messe.

ARAD

INRI

Renovierung der Marienkirche

Die Kathedrale hat ihr altes Leuchten zurückgewonnen

Einen Tag nachdem die ersten Besucher das neugestaltete Innere der Marienkirche ansehen konnten, hat Jarosław Miłkowski für das Nachrichtenportal gorzowwielkopolski.naszemiasto.pl am 2. Februar 2021 ein Interview mit dem Kunstkonservator Michał Jarosiński veröffentlicht, der die Renovierungsarbeiten über zweieinhalb Jahre begleitet hat.

Jarosław Miłkowski: Das Innere der Kathedrale ist umstritten. Was sagt ein Kunstkonservator?
Michał Jarosiński: Das ist nun die erste Kirche in Polen, die durch eine umfassende Sanierung ihren ursprünglichen Charakter wiedergewonnen hat. Wir wollten, dass auch das Innere dem einer Kirche aus dem 13. Jahrhundert ähnelt.

Bei der Renovierung wurden die Farben der gotischen Gewölbe wiederhergestellt und die Ziegel wurden auf ihren früheren Farbwert zurückgesetzt.

Jarosław Miłkowski: Einige Bewohner von Gorzów, die die Kirche bereits nach der Renovierung gesehen haben, kritisieren ihr Inneres. Die Leute sagen, „unsere Kathedrale hat ihren Geist verloren".
Michał Jarosiński: Als Konservator von Kunstwerken, der zweieinhalb Jahre lang die Restaurierungsarbeiten leitete, kann ich sagen, dass die Kathedrale ihre frühere Pracht wiedererlangt hat. Mauern, Gewölbe, jeder Ziegelstein – all dies wurde benediktinisch bearbeitet und sorgfältig erhalten. Die in der Kathedrale vorhandene historische Substanz wurde bewahrt und kann nun an zukünftige Generationen weitergegeben werden. Ich bin stolz darauf, daran mitwirken zu können.
Jarosław Miłkowski: Ob jemand das neue Interieur mag oder nicht, feststeht: Nach dem Betreten der Kathedrale sehen wir etwas anderes als vor dem Feuer.
Michał Jarosiński: Das Innere der Kathedrale vor dem Brand war völlig anders als im 13. Jahrhundert, als die Kirche gebaut wurde, oder als im 15. Jahrhundert, als das Presbyterium hinzugefügt wurde. Die Wände waren in den letzten Jahren schmutzig geworden. Außerdem war praktisch jeder Ziegel mit Farbe neu gestrichen worden, die die Ziegelfarbe imitierte, und zwischen dieser Farbe und dem ursprünglichen Ziegel befand sich auch noch eine Schmutzschicht. Die Eckformen der Säulen waren schwarz und „glänzend" geworden, weil sie ständig von den Kleidern der Gläubigen abgewischt wurden, so dass sie den Eindruck von glasierten Ziegeln erweckten.
Jarosław Miłkowski: Wie viele Jahre ist die Kathedrale nicht gereinigt worden?
Michał Jarosiński: Ich weiß aus Geschichten, dass die Wände in den Nachkriegsjahren von Feuerwehrleuten gewaschen wurden. Besonders die Gewölbe waren extrem schmutzig. Sie sahen aus, als wären sie vor Jahrhunderten gemalt worden, aber sie wurden nach dem Krieg gemalt. Die Gewölbe stammen aus den 1960er Jahren und wurden von Henryk Kot und Teodor Szukała angefertigt. Außerdem wurden ihre Bilder noch neu gestrichen. Das Ornament, das die Rippen der Gewölbe umfasst, wurde nicht sorgfältig gestrichen. Wir haben die Farben der gotischen Gewölbe wiederhergestellt und die Ziegel wurden auf ihren früheren Farbwert zurückgesetzt.
Jarosław Miłkowski: Verstehe ich es richtig, dass die Kathedrale jetzt die gleiche Farbe hat wie zu der Zeit, als sie gebaut wurde?
Michał Jarosiński: Mehr oder weniger, denn heute sind diese Farben nicht mehr so lebendig wie vor Jahrhunderten.

Der renovierte Chorraum.

Die Größe der neuen Beichtstühle wird von den Besuchern unterschiedlich beurteilt.

Auch die Seitenaltäre wurden erneuert.

Jarosław Miłkowski: Es gibt zahlreiche Modernisierungen. Die Menschen sind überrascht, dass es in der Kathedrale keine Kronleuchter mehr gibt und moderne Beleuchtungen an den Wänden und den Säulen angebracht wurde.

Michał Jarosiński: Die neue Beleuchtung in der Kathedrale soll das Licht der Gewölbe reflektieren, die ebenfalls konserviert wurden. Dank dessen hat die Kathedrale einen neuen Ausdruck erhalten, neue Farbwerte und schafft eine neue Stimmung, die sich von der früheren dunklen, fast düsteren unterscheidet. Die Ausstrahlung der Kathedrale ist jetzt weniger mysteriös. Dies mag für viele Menschen schwer zu akzeptieren sein, zeigt aber die Schönheit der Kathedrale. Die Beleuchtung wurde so entworfen, dass es möglich ist, eine gedämpfte Stimmung zu vermitteln, wenn die Gläubigen tagsüber für ein kurzes Gebet die Kathedrale betreten.

Jarosław Miłkowski: Der Boden wurde ebenfalls verändert.

Michał Jarosiński: Der Fußboden stammte aus den 1960er Jahren. Marmorsplitter wurden in Zementmörtel eingebettet. Er hatte eine chaotische Farbe. Heute erhalten religiöse Gebäude in Polen bei Renovierungsarbeiten häufig Marmor- oder Granitböden, d. h. völlig fremde Materialien. Wir haben uns für ein anderes Material entschieden. Der verlegte Boden ist eine hochwertige Keramik, die in speziellen Öfen gebrannt wird. Der polnische Denkmalschutzmarkt öffnet sich gerade erst dafür. Ich wollte, dass der Boden die gleiche Farbe wie die Ziegel bekommt, aber am Ende wurde entschieden, dass er heller sein sollte als die Wände.

Jarosław Miłkowski: Ein weiterer Einwand, den ich in den Kommentaren zum Erscheinungsbild gelesen habe, ist, dass die Kanzel fehlt, auf der Kardinal Stefan Wyszyński die Predigt gehalten hat.

Michał Jarosiński: Die Kanzel stammte wie die Kirchenbänke und Seitenaltäre aus der Nachkriegszeit. Sie waren Geschichte, die die Tradition jener Tage widergibt, und es wird immer Diskussionen darüber geben, ob diese Elemente erhaltenswert waren. Für mich als Kunstrestaurator war die Kanzel zu monumental und störte den Blick auf die natürliche Ost-West-Achse in der Kathedrale.

Jarosław Miłkowski: Wenn man von Bänken spricht, hört man Stimmen, dass diese wie Ikea-Möbel aussehen sollen.

Michał Jarosiński: Ich hätte die alten Bänke behalten und aufgearbeitet, aber es wurde die Entscheidung getroffen, sie auszutauschen. Die neuen Möbel bestehen aus Eiche, knotenlosem Holz, in schlichter Form. Die Kirche befindet sich derzeit in einer Krise, es gibt immer weniger Gläubige und Priesterberufungen. Das neue Interieur kann junge Leute in die Kathedrale locken. Warten wir bei der Bewertung auf die Stimmen derer, die am Sonntag in die Kirche kommen und Gott in ihren Herzen haben.

Jarosław Miłkowski: Ich bin neugierig auf ihre Meinung zu den Beichtstühlen. Selbst von Priestern, die das Innere der Kathedrale bereits gesehen haben, habe ich gehört, dass sie zu groß seien und die Seitenaltäre überragen.

Michał Jarosiński: Dem stimme ich zu. Die Beichtstühle könnten kleiner und diskreter sein. Ich war allerdings nur für architektonische Fragen verantwortlich, nicht für die Innenausstattung. Die Seitenaltäre sind kleiner gewählt worden, damit sie das Buntglas der Fenster nicht verdecken.

In 50 oder 60 Jahren, wenn zum Beispiel die Kathedrale erneut renoviert wird, werden die Einwohner von Gorzów das heutige Erscheinungsbild der Kathedrale verteidigen, genau wie diejenigen, die sich heute nach dem ehemaligen Erscheinungsbild sehnen. Viele Menschen werden vor diesen Altären beten, auch sie werden die Kathedrale gegen Restauratoren verteidigen, die neue Elemente einführen wollen.

Festliche Bestattungen

Bischöfe in der neuen Krypta der Marienkirche beigesetzt

Bereits vor der Wiedereröffnung der Marienkirche wurden am 26. Januar 2021 die beiden Bischöfe Adam Dyczkowski und Antoni Stankiewicz in der neuen Krypta der Marienkirche feierlich beigesetzt.

Die Feierlichkeiten begannen mit der Heiligen Messe unter der Führung des Erzbischofs **Andrzej Dziega**, Metropolit von Stettin und Kamień, in der Kirche „Die ersten Märtyrer Polens“ in Gorzów/Landsberg (Warthe). Diese Kirche befindet sich in der ul. Biskupa Wilhelm Pluty 7, im Norden der Stadt. Bischof Adam Dyczkowski hatte am 13. November 1995 den Grundstein für den Bau dieser Kirche gelegt, und am 13. November 2000 leitete er die Feierlichkeiten zur Weihe der Kirche.
Adam Feliks Dyczkowski (* 17. November 1932 in Kęty, Polen; † 10. Januar 2021 in Zielona Góra, Polen) wurde am 17. Juli 1993 von **Papst Johannes Paul II**. zum Diözesanbischof der Diözese Zielona Góra und Gorzów (Grüneberg/Landsberg) ernannt; am 29. Dezember 2007 akzeptierte **Papst Benedikt XVI.** seinen Rücktritt. Er starb am 10. Januar 2021 in Zielona Góra/Grüneberg an den Folgen einer Ansteckung mit COVID-19.

Die Kirche „Die ersten Märtyrer Polens“ in Gorzów/Landsberg (Warthe).

Antoni Stankiewicz (* 1. Oktober 1935 in Oleszczenice bei Wilna, Litauen; † 4. Januar 2021 in Rom) war ein polnischer Geistlicher, römisch-katholischer Kurienbischof sowie Kirchenrechtler und Dekan der Römischen Rota (2004–2012). In den Jahren 1961 bis 1965 war er Notar und Vizepräsident des Kirchengerichts in Gorzów/Landsberg und von 1965 bis 1967 Notar des Ordinariats in Gorzów/Landsberg (Warthe).
Am 26. Januar 2021 wurden beide Bischöfe nach der Messe in der Kirche „Die ersten Märtyrer Polens“ in der Krypta der Marienkirche in Gorzów/Landsberg (Warthe) beigesetzt. Die Krypta, die während der letzten Renovierung unter dem Boden des Presbyteriums errichtet wurde, befindet sich zwischen dem Altar, auf dem Messen abgehalten werden und dem Bischofsthron, der vor dem steinernen Triptychon steht. Sie ist mehrere Meter tief, breit und lang. In der Mitte – in drei vertikalen und horizontalen Reihen – ist Platz für neun Bestattungen. In der unteren rechten Ecke wurde der Sarg von Bischof Dyczkowski platziert, im zentralen Teil befindet sich der Sarg von Bischof Stankiewicz. Die Kammern, in denen die Särge ruhen, wurden mit Steintafeln verschlossen.

Die Feierlichkeiten der Heiligen Messe fanden in der Kirche statt, die durch Dyczkowski die Weihe erhalten hatte.

Die Beerdigung von Bischöfen in einer Kathedrale ist ein Privileg. Zwei Bischöfe waren bereits nach dem Zweiten Weltkrieg in der Marienkirche beigesetzt worden. Am 11. Januar 1958 fand die Beerdigung von Bischof **Teodor Bensch** statt. Er ruht im Vorraum der Kirche rechts vom Haupteingang. Am 27. Januar 1986 fand die Beerdigung von Bischof **Wilhelm Pluta** statt. Ungefähr 60.000 Gläubige kamen damals zur Beisetzung. Aufgrund der Pandemie konnten die Gläubigen nicht an den diesjährigen Feierlichkeiten teilnehmen. Als die Autos mit den Särgen ankamen, befanden sich mehrere Dutzend Menschen in der Nähe der Kirche. Das Interesse an der Beerdigung war jedoch sehr groß. Die Video- und Fotopräsentationen wurden im Internet von vielen tausend Menschen verfolgt. Die Bestattungen der polnischen Bischöfe sind nicht die ersten Bestattungen in der heutigen Kathedrale.

Erzbischof Andrzej Dziega, Metropolit von Stettin und Kamień, hielt die Heilige Messe.

Wie man in der Multimedia-Enzyklopädie von Gorzów Wielkopolski, die von der Provinz- und Stadtbibliothek erstellt wurde, lesen kann, war es mehrere hundert Jahre lang üblich, die besonderen Bürger der Stadt (Stadträte, Geistliche und Bürgermeister) unter dem Kirchenboden zu bestatten. Das letzte derartige Begräbnis fand wahrscheinlich 1670 statt. Bürgermeister **Georg Grassmann** wurde damals in der Marienkirche beigesetzt. Zeugnisse dieser jahrhundertealten Bestattungen wurden während des Renovierungsprozesses gefunden.

Funde aus früheren Zeiten

Während der Bauarbeiten in der Marienkirche hatten die Archäologen in den Jahren 2019/2020 mehr als 136 Gräber gefunden. Diese archäologischen Arbeiten fanden im Presbyterium der Kirche statt, im Zusammenhang mit dem Bau der Grabkrypta für Bischöfe der römisch-katholischen Kirche. Während der Arbeiten wurden auch Gräber in Holzkrypten aus der modernen Zeit entdeckt. Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um die Skelette von Menschen aus höheren sozialen Schichten. In einem der Holzsarkophage hält der Verstorbene ein ledergebundenes Buch in seinen gefalteten Händen, das er sichtlich an sein Herz drückt. Dieses Buch wird derzeit restauriert, wahrscheinlich handelt es sich um eine Bibel. Zwischen diesen Holzsarkophagen fand man eine Art „Sammelgrab“ mit zahlreichen Skeletten. Diese gehörten vermutlich zu früheren Bestattungen – wahrscheinlich aus dem Mittelalter – die zum Bau neuer Gräber umgebettet wurden. Alle gefundenen Skelette werden anthropologisch untersucht. Auf den folgenden Internetseiten gibt es zahlreiche Fotos zu den Funden der Archäologen.

www.facebook.com/SGKwadrat/

www.facebook.com/gosc.zielonogorskogorzowski/posts/2040223269484832

(Übersetzung: SL)

Die Särge von Bischof Adam Dyczkowski und Bischof Antoni Stankiewicz.

Die neue Krypta in der Marienkirche.

Die Beisetzung in der Krypta.

Die Flucht

Dem Andenken meiner Mutter gewidmet (Teil 3)

Horst Wickert*

Den 29. Januar 1945 hatte die Familie Wickert – Horst, seine Mutter, seine zweitälteste Schwester Gertrud und deren Mann Otti – mit Vorbereitungen für die Flucht verbracht. Am nächsten Morgen kurz vor fünf Uhr rief die Mutter: „Mein Gott, Junge, es geht wirklich los.“ Die Familie machte sich mit Schlitten und Gepäck auf den Weg zum Zug, wo sie gemeinsam mit den Nachbarn in einem überfüllten Abteil auf die Abfahrt des Zuges warteten. Quälend langsam zogen die Stunden dahin, bis sich der Zug endlich in Bewegung setzte.

Ja, und jetzt fuhren wir hier langsam „auf Sicht“ vorbei, das heißt ohne Signale, hoffend, dass die Weichen richtig eingestellt sind, denn auf dem Stellwerk war niemand mehr. Die Männer auf der Lokomotive mussten also sehr, sehr aufpassen, dass sie immer auf dem richtigen Gleis waren und nirgendwo auffuhren, weil auch die Schranken nicht mehr geschlossen werden konnten. „Hoffentlich kommen wir erst einmal bis Küstrin und dann über die Oder, bevor dort die Brücken gesprengt werden“, ließ sich Gertrud mit banger Stimme vernehmen. Schwager Otti war weniger pessimistisch. „Wir können doch froh sein, dass wir hier im Zug sind und schneller fortkommen, als so viele andere“, sagte er und hatte ja auch recht damit. Die Gespräche der Frauen drehten sich hauptsächlich um das „Im-Stich-lassen-müssen“ des schönen Zuhauses, wo man ankommen und wie es überhaupt weitergehen wird, und wann man wieder hier sein wird in der Heimat. Mutter schüttelte traurig den Kopf und meinte seufzend: „Ich glaube, wir werden Landsberg wohl nie mehr wiedersehen.“ Das machte doch sehr betroffen. Die junge Frau mit den beiden Kindern wollte das beim besten Willen nicht einsehen. „Hitler wird sicher noch die Wunderwaffe einsetzen, von der ja so viel schon gesprochen wurde, und dann werden die Russen und die Amis bestimmt wieder aus dem Land geschlagen, und in ein paar Wochen sind wir wieder daheim“, sagte sie mit betont fester Stimme, sich wohl selber Mut machend. „Sie haben vielleicht Humor“, antwortete die andere Eisenbahnerfrau darauf, „mit dem Krieg sollte es lieber so schnell wie möglich zum Ende kommen, damit nicht noch mehr Blut vergossen wird. Die Kriegsjahre reichen uns doch schon lange.“ „Mit der Wunderwaffe brauchen wir nicht mehr zu rechnen, die scheint es auch gar nicht zu geben, der Adolf hätte sie sonst bestimmt schon eingesetzt. Man hätte schon längst Frieden machen müssen“, pflichtete Frau Baumgarte bei. „Vielleicht bringt der Führer sie gerade heute zum Einsatz, heute ist doch der Jahrestag seiner Machtübernahme“, verteidigte die junge Mutter ihren Glauben an die Allmacht des „GröFaZ“ (Größter Führer aller Zeiten), wie Hitler in der Bevölkerung spöttisch genannt wurde. An den 12. Jahrestag der Machtübernahme hatten wir heute früh auch gedacht, allerdings unter einem ganz anderen Gedankengang, dass nämlich am 30. Januar die Alliierten besonders gern schwere Luftangriffe flogen, und wir befürchteten eher, es damit zu tun zu bekommen. Ich erweiterte wieder mein Guckloch und sah hinaus. Die Weichen hatten richtig gestanden, wir waren auf dem Gleis der Hauptstrecke und dampften langsam westwärts, parallel zu der weißen Fläche der Warthe, die ab und zu mit ihren schneebedeckten Wiesenflächen zu sehen war. Wepritz, den ersten Ort hinter Landsberg, hatten wir gerade passiert. Ich zählte auf: Wepritz, Loppow, Dühringshof, Döllensradung, Vietz, Tamsel, Küstrin – das waren die Bahnstationen bis zur Oder. Ich kannte sie auswendig, denn wir waren jedes Jahr mindestens einmal zur Verwandtschaft nach Berlin gefahren, zu den Großeltern oder zur ältesten Schwester. Da unser Abteilfenster zur Südseite hinausging, konnte ich natürlich nicht sehen, was es auf der Nordseite des Zuges zu erblicken gab.

Die Gedanken wandern zurück

Ich wusste aber auch so, dass dort gleich hinter der Landsberger Gasanstalt die Wepritzer Berge waren, eine Hügellandschaft mit kleinen oder größeren Schluchten, ein idealer Spielplatz für uns Knaben. Die Jungvolkführer marschierten mit uns Pimpfen dorthin und drillten uns bei den Geländespielen. Wenn Militärübungen da stattfanden, wurde das Gelände jeweils abgesperrt. Dann ballerten die Soldaten mit Platzpatronen herum, und wir fanden später viele Patronenhülsen. Nördlich und nord-westlich vom Dorf Wepritz befanden sich auf der Anhöhe kilometerlange riesige Felder, denn in der Neumark, dem Ostteil der Mark Brandenburg, wurde von je her ausgiebig Landwirtschaft betrieben. Kleine Bauerndörfer und große Rit-

Der Weg zur Domäne Merzdorf führte durch die hügelige Landschaft der Wepritzer Berge.
Bild: Sammlung Kurt Aurig

tergüter bewirtschafteten die weiträumigen Ackerflächen, während in den Niederungen des Warthe-Bruches mit den vielen Wiesen und Weiden die Viehzucht an erster Stelle stand. Im letzten Herbst gab es die so genannten „Kartoffelferien“. Wegen des Krieges waren die Arbeitskräfte knapp, und so mussten wir Schüler (ab 12 Jahren) auf den Feldern helfen. Dazu mussten wir schon sehr früh zur Flex-Kaserne hochlaufen, dort warteten schon Trecker mit je zwei Anhängern auf uns. Wir kletterten auf die Hänger, setzten uns auf die Bänke dort, und dann tuckerten die Lanz-Bulldog mit uns einige Kilometer die Landstraße entlang bis zu den Feldern der Domäne Merzdorf, einem großen Staatsgut. Durchgerüttelt sprangen wir von den Wagen. Ein alter Vorarbeiter des Gutes führte uns an den Rand eines riesigen Kartoffelfeldes, auf dem schon in ewig langen Reihen die Kartoffeln von einer Maschine ausgebuddelt waren. Wir mussten uns aufstellen, jeder bekam zwei Reihen zugewiesen, von denen die Knollen aufzusammeln waren. Von einem großen Haufen Drahtkörbe musste sich jeder gleich zwei holen, in die auch die kleinste Kartoffel hinein zu tun geboten war. „Jetzt ist es 7 Uhr 30, um 9 Uhr 30 ist fünfzehn Minuten Frühstück, um 12 Uhr dann eine Stunde Mittagspause“, sagte der Mann und ermahnte uns noch einmal, keine Kartoffel liegen zu lassen. Dann ging das Aufsammeln los. Man musste die Körbe immer hinter sich herziehen oder sie jeweils ein Stück vor sich stellen. Egal, wie man es machte, je voller der Korb wurde, umso schwerer war er weiterzubewegen. Die Kartoffeln waren zum Teil recht groß, und es dauerte gar nicht lange, da war schon ein Korb gefüllt. Zum Glück brauchten wir die Körbe nicht selber zu den großen Kastenwagen zu bringen, um sie dort zu entleeren. Diese schweren Wagen standen in Abständen am Feld, daneben je ein männlicher Ostarbeiter, der die Kartoffeln auskippen musste. Für das Heranschleppen der gefüllten Körbe waren Ostarbeiterinnen eingesetzt, junge Mädchen fünfzehn bis siebzehn Jahre alt, die jeweils für fünf Sammler zuständig waren. Damit es schneller ging, mussten sie immer gleich zwei Körbe tragen, was nicht leicht für sie war, vor allem, wenn die Strecke bis zum nächsten Wagen immer länger geworden war. So hetzten sie ständig hin und her, volle Körbe zum Wagen, leere zurück. Vom Ausschütter gab es für jeden Korb eine Marke, die dann von den Mädchen an den Sammler weitergegeben wurde, wenn die leeren gegen die gefüllten Körbe ausgetauscht wurden. Für meine Nachbarn und mich war ein hübsches Mädchen eingeteilt. Es war wohl sechzehn Jahre alt, hatte wunderschöne dunkle Augen, und ihr kastanienbraunes Haar war hinten zu einem dicken Zopf geflochten. Wie wir bald mitbekamen, wurde es von den anderen „Natascha“ gerufen. Natascha war erstaunlich flink, und sie schien für ihr Alter auch sehr stark zu sein. Das Schleppen der schweren Drahtkörbe schien ihr nicht viel auszumachen. Barfuß lief sie über den Acker, wobei ihr Zopf auf- und niederwippte. Sie beeindruckte mich sehr. Wenn sie mir die Marke aushändigte, sagte ich jedes Mal „danke“, wonach sie mich freundlich anlächelte, und schon hatte sie die vollen Körbe gegriffen und zog los damit. Eigentlich war sie ja eine „Feindin“, ich durfte doch gar nicht freundlich zu ihr sein als deutscher Pimpf. Das Nachdenken über dieses Problem ließ mich beim Aufsammeln der Kartoffeln sogar langsamer werden. Leicht fiel mir das sowieso nicht. Das Knien war ungewohnt, in der Hocke ließ es sich ebenfalls nicht gut sammeln, beim Krummstehen tat bald der Rücken weh. Ich hatte zu tun, mit den anderen Schritt zu halten. Bei dieser Arbeit einer der Ersten zu sein, fehlte mir einfach der Ehrgeiz. Froh war ich, als Frühstückspause gemacht wurde. Mutter hatte mir zwei Paar Stullen mitgegeben, die schmeckten hier an der frischen Luft besonders gut und waren schnell verputzt. Aus meiner Feldflasche trank ich gesüßten „Muckefuck“, wie der bohnenlose Kaffee damals genannt wurde. So ging es dann ohne große Begeisterung weiter. Meine beiden Reihen wiesen mal mehr, mal weniger Kartoffeln auf. Wenn sie dünner besät waren, kam man natürlich gleich ein Stück schneller vorwärts. Natascha machte unermüdlich ihre Gänge. Als sie einmal hinter mir in der Furche war, bückte sie sich und las zwei, drei Kartoffeln auf, die ich übersehen hatte, und warf sie in meinen Korb. „Inspektor böse!“ sagte sie leise zu mir. Damit meinte sie nicht den alten Knecht, sondern den Gutsinspektor. Der kam tatsächlich auch noch vor der ersehnten Mittagspause auf einem dicken braunen Pferd angeritten, stieg ab und stolzierte mit seinen beiden Vorstehhunden, die mitgekommen waren, über das Feld. Bis auf die schwarzglänzenden Schaftstiefel war er grün gekleidet, Lodenjoppe und Breeches, auf seinem kugeligen Kopf saß ein Filzhut mit Gamsbart. Zum Glück war er ein Stück weg von uns, bückte sich hie und da, und warf die gefundenen Kartoffeln den Jungen jener Reihen mit Wucht ins Kreuz, wobei er sie laut anschrie, sauberer zu arbeiten. Nachdem er auch die Kartoffelwagen kontrolliert hatte, zog er bald mit Pferd und Hunden wieder ab. Zur Mittagspause wurden wir auf den Hängern von den Treckern zum Gutshof gefahren, wo schon eine Wehrmachtsfeldküche dampfte. Mit einem großen Schlag Erbsen mit Speck in meinem Kochgeschirr, den ich aus der „Gulaschkanone“ erhalten hatte, wie die anderen auch, ließ ich mich im Stroh der Gutsscheune nieder und löffelte los. Das Essen schmeckte mir ausgezeichnet, es war ja auch

Die Walter-Flex-Kaserne in der Soldiner Straße.
Bild: SBF

mein Lieblingseintopf. Glücklich war ich, als ich mir sogar noch einen Nachschlag holen konnte. Gesättigt legte ich mich ins Stroh und zählte die Marken, die ich bis jetzt von Natascha bekommen hatte. Jede sollte vier Pfennige wert sein. Zu Hause sollten wir sie auf Papierbögen kleben, und am Ende des Einsatzes würde dann das Geld ausgezahlt. Naja, ein paar Mark würden die Woche über vielleicht zusammenkommen. Eine Frau an der Gulaschkanone fragte ich, ob die Ostarbeiter hier auch das Essen bekämen. „Nee, natürlich nicht“, antwortete sie, „die kriegen ihre Kohlrübensuppe abends in ihrer Baracke.“ Nach dem Essen ging dann das Arbeiten ohne Pause weiter bis 16 Uhr. Danach wurden wir wieder bis an den Stadtrand zurückgebracht. Müde und zerschlagen lief ich mit den anderen Schülern von der Flex-Kaserne die lange Soldiner Straße hinunter, vorbei am Galgenberg und an meiner alten Volksschule. Zu Hause hatte ich einen mächtigen Muskelkater. „Kann ich morgen noch ein Paar Schnitten mehr mitbekommen?“ fragte ich meine Mutter, bevor ich hundemüde schlafen ging. Mutter lächelte und meinte: „Na, die Arbeit macht dich wohl noch hungriger als sonst. Natürlich kriegst du ein Paar Stullen mehr mit.“ So war es dann. Auf dem Kartoffelacker war auch wieder Natascha für meine Körbe zuständig. Mutter hatte jedes Paar Brotschnitten extra eingewickelt. Als Natascha kam, kniete ich dicht bei meinem Korb, und als sie sich bückte, ihn hochzuheben, schob ich ihr schnell ein Stullenpaket in die Hand. Sie stutzte ganz kurz und ließ es darauf blitzartig in ihrer Kitteltasche verschwinden, wobei sie mich mit ihren dunklen Augen ernst und zugleich dankbar ansah. Komisch, was ich da tat, war ja eigentlich glatte „Feindbegünstigung“, eines deutschen Hitlerjungen absolut unwürdig, das quälte mich auch irgendwie, trotzdem war ein anderes Gefühl viel stärker, es war wie eine Art Zufriedenheit mit mir selbst. Beim Feierabend, als Natascha meinen letzten leeren Korb zurückbrachte und mir meine Marke gab, hatte ich statt einer gleich fünf Marken in meiner Hand. Das war mir wiederum äußerst peinlich, wusste nicht, was ich sagen sollte. Natascha lächelte nur verschmitzt und sprang davon.

Erinnerungen als Reisebegleiter

Wo wird diese Natascha jetzt wohl sein? Und wo sind gerade die vielen anderen, Vater, Schwester Gerda, die Verwandten und vielen Bekannten, Freunde und Schulkameraden? Unser Zug war inzwischen an Loppow vorbei und auf der Höhe von Dühringshof. Hier waren meine Eltern früher mit einer Eisenbahnerfamilie befreundet. Ob die freundliche Frau Butte jetzt noch in ihrem kleinen Häuschen ist, dachte ich bei mir und erinnerte mich daran, dass ich, als ich noch keine fünf Jahre alt war, bei der Hochzeit von Buttes Tochter vor dem schönen Brautpaar Blümchen streuen durfte. Der Zug fuhr wirklich sehr langsam. Auf meiner Seite waren kaum Menschen zu sehen, wenn wir an den Gehöften vorbeikamen. Als wir einen Bahnübergang dicht vor der Station Döllensradung passierten, fragte ich Mutter: „Weißt du noch, wie wir damals hier das Unglück erlebt hatten?“ „Natürlich“, sagte sie, und wir erzählten darauf beide den anderen im

Döllensradung – ein Dorf, das Horst Wickert und seine Mutter an das Zugunglück im Sommer 1944 erinnerte. Bild: SBF

Abteil, was geschehen war, als Mutter und ich im letzten Sommer mit dem D-Zug nach Berlin gefahren waren: Wir hatten das Kupee im Zug ganz für uns alleine, es war warmes Wetter, und wir saßen am Fenster und lasen. Der Zug fuhr mit großer Geschwindigkeit, die Ortschaften, Felder, Wiesen und Wälder flogen nur so an uns vorbei. Plötzlich bremste der Zug so stark, dass wir beide im Abteil durcheinanderflogen, immer hin und her, irgendwo krachte es laut, und es dauerte noch eine ganze Weile, bis der Zug zum Stehen kam. Unser Koffer war aus dem Gepäcknetz gefallen, wir hatten uns zum Glück nicht ernsthaft verletzt. Natürlich schauten wir sofort aus dem Fenster und sahen die Bescherung. Unser Wagen stand dicht hinter dem Bahnübergang. Dort lag ein zersplitterter Schlagbaum der Schranke, dahinter stand quer auf der Straße ein Trecker mit einem umgekippten Anhänger, aus dem Straßengraben kroch ein Mann und humpelte benommen nach vorn zur Lokomotive, wo schon das Lokpersonal, der Zugführer und Schaffner sowie der herbeigeeilte Dienstvorsteher des Bahnhofes aufgeregt miteinander diskutierten. Neben dem Gleis auf Höhe der Lok lag ein völlig zertrümmerter zweiter Hänger. Wie wir im Laufe der darauffolgenden langen Wartezeit mitbekamen, wollte der Treckerfahrer mit seinen beiden Anhängern noch bei der schon niedergehenden Schranke über die Gleise kommen, unser Zug war aber so schnell herangerast, dass er den zweiten Hänger noch voll erfasste und etwa 80 Meter mitschleifte nach dem Bremsen. Der Fahrer des Treckers war geistesgegenwärtig vom Fahrzeug gesprungen, bevor die Lokomotive gegen den letzten Hänger gestoßen war, deshalb war ihm nichts weiter passiert. Das Kuriose an der Sache war jedoch, dass beide Anhänger voll mit Marmeladeneimern beladen waren. Im vorletzten Kriegsjahr gab es diese Eimer schon nicht mehr aus Blech, sondern nur noch aus Pappe. Nun klebte die Vorderfront unserer Lok voller roter Marmelade und unzähligen Pappfetzen! Die Bahner versuchten darauf, die Lokomotive wieder einigermaßen sauber zu kriegen. Das dauerte seine Zeit. Schwester Liselotte erwartete uns in Berlin auf dem Bahnhof Charlottenburg. Dort wusste na-

türlich niemand, was geschehen war, und als unser Zug dann mit über zwei Stunden Verspätung und mit der rotverschmierten Lokomotive in den Bahnhof einfuhr, bekamen alle dort Wartenden einen Riesenschreck, dachten, die Lok wäre voller Blut!
Unser Flüchtlingszug schlich weiter voran. Vor Vietz blieb er auf der Strecke stehen. Im Bahnhof dort stand wohl noch der Lazarettzug. Eine lange Wartezeit begann. Das kleinere Kind der jungen Frau im Abteil weinte häufig. Es musste anscheinend schon wieder gewindelt werden. Einmal hatte die Frau das schon getan. Der Gestank in dem engen Raum war fürchterlich. Ich hatte das Fenster weit hinuntergezogen und durfte dann das zusammengefaltete feuchte Bündel im weiten Bogen hinauswerfen. Mutter wollte nun unsere Milchkanne zweckentfremden. Das Birnenkompott wurde portionsweise in den Deckel geschüttet, unsere Mutter hatte vorsorglich sogar einen Teelöffel bei, und so erhielt reihum jeder im Abteil einen gefüllten Milchkannendeckel erfrischendes Kompott. Als die Kanne geleert war, diente sie nun allen als exquisites Nachtgeschirr für das „kleine Geschäft", denn es war aussichtslos, aus dem Abteil und durch den Gang zur Toilette zu kommen, die sich hinten im Wagen befand. Die Menschen standen nach wie vor so dicht aneinandergepresst, dass keine Lücke blieb und ein Ausweichen unmöglich war. Was sollten wir also machen? Da war Mutters Idee dankbar angenommen worden. Mir war das Ganze fürchterlich peinlich, zumal das bei der Blechkanne nicht ohne Geräusche abging, aber „Omchen" Baumgarte meinte nur lakonisch: „Kinder, das ist doch alles menschlich."

Der Bahnhof in Vietz. Hier mussten die Wickerts auf ihrer Flucht einen zermürbend langen Aufenthalt hinnehmen. Bild: Sammlung SL

Recht hatte sie ja. Ich hatte vorher selber schon gedacht, ob ich nicht, wenn ich müsste, durch das geöffnete Fenster, doch für die Frauen war das ja nicht möglich. So handelte ich dann auch im vollen Bewusstsein menschlich, wenn ich in Anbetracht meines Fensterplatzes jeweils die Kanne weit aus dem Fenster haltend leerte, wobei ich jedes Mal die Augen verdrehte und den Mund verzog, was Mutter sogar zum Lachen brachte. Natürlich konnte ich mein Amt nur ausführen, wenn der Zug stand, denn auf der hinteren Plattform und auf den Trittbrettern standen ja auch noch Leute, denen das beim Fahren sicherlich nicht „geschmeckt" hätte. Im Bahnhof Vietz hielt der Zug dann schon wieder. Ich kannte den Ort. Vor einem Jahr war ich hier eine Woche vom Jungvolk aus zu einem sogenannten Unterführerlehrgang. Man hatte meinen Eltern vorgeschlagen, mich später eventuell auf die NAPOLA zu schicken, die „Nationalsozialistische politische Lehranstalt", wie sie ausgeschrieben genannt wurde. Die Lehrgangsteilnahme sollte ein Test für die Tauglichkeit sein. Wir waren da eine kleine Gruppe von Pimpfen und wurden in allen möglichen Fächern geprüft: Deutsch, Mathematik, Sport u. a. m. Ich hatte bei allem keine Probleme, nur bei einem mündlichen Abfragen durch die hohen HJ-Führer wusste ich bei „Welche sind die Straßen des Führers?" keine Antwort. Ich rätselte herum: Adolf-Hitler-Straße? Horst-Wessel-Straße? Dass ich das nicht wusste, konnte man gar nicht verstehen. Gemeint waren die in der Nazizeit gebauten Autobahnen! Ich hatte jedoch selbst zu der Zeit noch nie eine Autobahn gesehen. Jedenfalls wurde zum Glück für mich nichts aus der NAPOLA-Geschichte, denn nach der ärztlichen Untersuchung war ich wegen meiner schwachen Augen sowieso nicht geeignet für die Aufnahme in dieser hochpolitisierten Lehranstalt. Im ersten Augenblick war ich sogar ein wenig traurig, dann aber doch sehr froh darüber, denn wer weiß, wo ich einmal gelandet wäre. Als unsere Berliner Verwandtschaft davon gehört hatte, machte sie meinen Eltern noch nachträglich Vorwürfe, dass sie mich eventuell dorthin hätten schicken lassen. „Wie könntet ihr dem Jungen so etwas antun!" hatte ich selbst sie einmal sagen hören. In Vietz wohnte mein Klassenkamerad Ernst Handke. Als er gehört hatte, dass ich eine Woche im Ort sein würde, lud er mich ein, ihn zu Hause aufzusuchen. In meiner Freizeit tat ich das an einem Nachmittag einmal. Sein Vater besaß die große Brauerei in Vietz, in der mich Ernst stolz herumführte. Die riesigen blanken Kupferkessel beeindruckten mich, es roch überall nach Bier. Handkes hatten für meine Begriffe ein großes Haus und wohl auch Dienstpersonal. Ich hatte meine Pimpfenuniform an, und als Ernst mich seiner Mutter vorgestellt hatte, bewirtete mich die freundliche Frau mit Kuchen und Kakao. Ihr Sohn war ja eben-

Die Brauerei „Zum Stern" in Vietz gehörte Ernst Handke, dem Vater eines Klassenkameraden von Horst Wickert. Bild: Sammlung SL

Der Bahnhof in Küstrin – letzter Halt vor der rettenden Oderbrücke.
Bild: Sammlung SL

falls ein stolzer Pimpf. In der Klasse hatte ich sonst wenig Kontakt mit ihm. Er kam jeden Tag von Vietz nach Landsberg mit dem Zug und fuhr nach dem Unterricht immer gleich wieder nach Hause. Als Schüler war er keine große Leuchte, hatte manchmal so eine etwas begriffsstutzige Art, die andere zum Lachen reizte. Obwohl wir öfter nach der Schule gemeinsam zum Bahnhof liefen, entwickelte sich keine große Freundschaft zwischen uns, aber wir achteten einander.

Es war schon Kaffeezeit, als unser Zug den Bahnhof von Küstrin erreichte. Vorher hatten wir zeitweilig lautes Jammern in unserem Wagen gehört, wussten aber erst nicht, von wem es kam und was es bedeutete. Als wir im Bahnhof hielten, kam etwas Bewegung in die Menschenmasse im Wagengang. Es waren hier doch schon ein paar Leute ausgestiegen, und nun schleppte man eine hochschwangere Frau hinaus, bei der schon Geburtswehen eingesetzt hatten, wie wir die Leute sagen hörten. Daher das Weinen und Jammern. Rote-Kreuz-Schwestern kümmerten sich auf dem Bahnsteig dann um die Frau und brachten sie wohl in ein Krankenhaus. Andere Helfer kamen am Zug entlang und teilten Becher mit Tee aus. Oberinspektor Baumgarte war auf dem Bahnsteig aufgetaucht und kam an unser Fenster, das wir sowieso geöffnet hatten, um hinauszusehen und frische Luft ins Abteil zu lassen. Er sagte, dass er dienstlich erst einmal hier in Küstrin bleiben müsse, und ließ sich einige Gepäckstücke durchs Fenster hinausgeben. Seine Frau und seine Mutter waren verständlicherweise damit gar nicht einverstanden, wollten am liebsten bei ihm bleiben und auch aussteigen, doch das ließ er nicht zu. So verabredeten sie, sich später in Berlin bei Frau Baumgartes Schwester zu treffen. Als er sich verabschiedete, weinten die Frauen natürlich. Kurz danach hörten wir in der Ferne mehrere mächtige Detonationen. „Jetzt haben sie in Landsberg die Brücken gesprengt“, brachte Schwager Otti die Meinung aller zum Ausdruck. Dass es wahrscheinlich tatsächlich so war, bezweifelte keiner. „Hoffentlich kommen wir hier noch über die Oder, denn erst in Küstrin-Kietz sind wir auf der anderen Seite“, bangte unsere Mutter. „Von Landsberg bis hier sind nur rund vierzig Kilometer, vielleicht geben sich die Russen mit Landsberg gar nicht lange ab und sind schon dicht hinter uns“, unkte ich, um auch gleichzeitig meine Heimatkundekenntnisse anzubringen. Otti gefiel das Gerede überhaupt nicht und sagte ärgerlich: „Nun hört endlich auf damit! Es wird sicherlich bald weitergehen.“ Auf den Nebengleisen standen noch zwei andere Flüchtlingszüge, die vor uns eingetroffen waren. Unsere Eisenbahner erreichten es irgendwie, dass unser Zug tatsächlich als erster den Bahnhof verlassen und bald über die Oderbrücke donnern konnte, so dass wir erleichtert aufatmeten.

Nach dem Überqueren der Oder erreichten die Wickerts Küstrin-Kietz am sicheren westlichen Oderufer.
Bild: Sammlung SL

Weggefährten tauchen auf

Die Oder war wie die Warthe ebenfalls zugefroren. Beide Flüsse trafen hier bei Küstrin zusammen. Nachdem ich das schon in der Heimatkunde in der Volksschule gelernt hatte und wusste, dass man von Landsberg per Schiff bis zur Ostsee gelangen konnte, kam ich damals auf die Idee, den alten zerzausten, riesigen Teddybär, den Vater früher einmal auf dem Rummel für meine Schwestern gewonnen hatte, und der zu Hause nur viel Platz wegnahm, in die weite Welt zu schicken. Ich band ihn auf ein breites Brett und ließ ihn so an der ersten Buhne zu Wasser. Das Brett kam auch gleich in die Strömung und trieb die Warthe hinab. Ich stellte mir vor, der alte Teddy würde dann bei Küstrin in die Oder gelangen, von dort flussabwärts in die Ostsee reisen, darauf weiter in die Nordsee, in den Atlantik und schließlich an den Gestaden Afrikas oder gar Amerikas landen. Wahrscheinlich kam er aber nur bis hinter die nächste Flussbiegung und blieb dort im Schilf stecken. In Küstrin-Kietz hielt der Zug erneut für längere Zeit. Es wurde langsam dunkel. Hier fühlten wir uns aber erst einmal vor den Russen in Sicherheit. Die Gedanken kreisten nun jedoch um unser Zuhause. Wie wird es dort jetzt aussehen? Die Rote Armee war bestimmt schon in der Stadt, denn eine starke Verteidigung durch die Wehrmacht wird es wohl kaum gegeben haben. „In den beiden Kasernen waren ja nur noch ein paar Soldaten“, wusste die Eisenbahnerfrau, die dort in der Nähe gewohnt hatte, und Frau Baumgarte meinte nachdenklich: „Von der deutschen Fronttruppe wird man auch nicht mehr viel erwarten können, die wird bestimmt ebenfalls versuchen, erst einmal heil über die Oder zu kommen.“ Sie machte sich große Sorgen um ihre beiden Söhne. Achim, der Ältere, war Offizier bei der Luftwaffe, und Günter war irgendwo an der Südfront. Von ihm hatte sie schon lange nichts mehr gehört, worüber sie ganz verzweifelt war. Günter, fünf Jahre älter als ich, hatte im Gegensatz zum großen Bruder nie viel vom „Soldat spielen“ gehalten. Trotzdem musste er mit siebzehn sein Notabitur machen und wurde, nur weil er groß und blond war, zur Waffen-SS eingezogen, was weder ihm, noch den Eltern gefallen hatte. Obwohl Oberinspektor Baumgarte selber PG (Parteigenosse) war, hatte man bei Gesprächen oft heraushören können, dass er, und besonders seine Frau, die Hitlerpolitik und die ganze Kriegsführung nicht guthießen. Auch Günter benutzte manchmal sogar abfällig den Begriff „die Nazis“. Er hatte sehr viel Fantasie und erzählte mir oft ausgedachte Geschichten. Ich war ihm ein guter Zuhörer. Als ich so sechs oder sieben Jahre alt war, saßen wir beide am Abend im Dunkeln auf der Treppe, der Mond schien durchs Flurfenster und Günter spann mir etwas vom Raketenflug zum Mond vor. Wir könnten uns aus dem Untergestell eines alten Kinderwagens ja eine Rakete mit Propellern bauen und dann losfliegen. Da Mutter zu dieser Zeit mit mir das erste Mal ins Landsberger Stadttheater gegangen war, und ich dort voller Spannung „Peterchens Mondfahrt“ gesehen hatte, konnte ich dann mit ihm diesen Faden weiterspinnen, was uns beiden viel Spaß machte. Günter konnte auch schon gut Klavier spielen und begleitete seine Mutter, wenn sie mit schöner Stimme Operettenmelodien sang. Franz Lehars „Lippen schweigen, ’s flüstern Geigen: Hab mich lieb...“ lernte ich dabei gleich mit. Günters Vater, der Oberinspektor, bedeutend älter als seine hübsche Frau, war ein freundlicher Herr. Mit Vornamen hieß er Kurt, und da er ein wenig mit der Zunge anstieß, nannten wir ihn heimlich immer „Kutte-Kutte“. Im Wohnzimmer hatten Baumgartes einen gewaltigen Bücherschrank stehen. Darin befanden sich auch sämtliche Karl-May-Bände. Kutte-Kutte erlaubte mir, sie nacheinander alle zu lesen. Dafür war ich ihm sehr dankbar. Meine Mutter und Frau Baumgarte waren gleichaltrig und verstanden sich sehr gut, halfen sich gegenseitig in der schlechten Zeit. So bangten wir auch gemeinsam um das Schicksal ihrer Söhne und unserer Verwandten. Günter war zuletzt in Serbien in einem Partisanengebiet, und keiner wusste, ob er überhaupt noch lebte.

Das Stadttheater in Landsberg.
Bild: sbf

Stadttheater Landsberg – Innenansicht.
Bild: sbf

Baumgartes hatten, nachdem die Söhne beim Militär waren, einen Schüler aus dem Gymnasium in Pension genommen. Er war der Förstersohn aus Hammelbrück und zwei Jahre älter als ich, also auch schon zwei Klassen höher. Er war im letzten Jahr mein Spielkamerad auf dem

Bahngelände. Wir verstanden uns recht gut. Horst Maeter hieß er und war ein kräftiger, untersetzter Knabe mit vielen Flausen im Kopf, mir natürlich in allem überlegen, was er jedoch nie ausnutzte. Ich hatte ihm als einziges nur mein Wissen über die Belange der Eisenbahn voraus. Wir gingen oft gemeinsam zum Schwimmen und fuhren viel mit den Rädern umher. An einem Wochenende durfte ich mit ihm nach Hammelbrück. Seine schon verheiratete Schwester holte uns mit einer Einspänner-Kutsche ab. Die Försterei lag so 13 Kilometer nördlich von Landsberg in der ausgedehnten hügeligen Waldlandschaft. Das Forsthaus sah aus wie ein Herrenhaus auf einem Rittergut. Ein großer Hof wurde von Stallungen und einer mächtigen Scheune umschlossen. Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen gab es da und alle üblichen Arten Geflügel, vom Zwerghuhn bis zum Truthahn. Natürlich waren auch zwei große Hunde dort, die das Gelände bewachten, das ja mitten im tiefsten Wald lag, und drei Pferde, zwei große Braune und ein schwarzes Panjepferdchen, das gerade ein wunderhübsches Fohlen hatte. Horst Maeter durfte selber schon die Pferde lenken. Er spannte die kleine schwarze Stute vor einen zweirädrigen, gummibereiften Jagdwagen, den Dogcart, und machte dann mit mir eine weite Tour durch den hauptsächlich aus Laubbäumen bestehenden Forst. Das machte uns großen Spaß. Der Jagdwagen war gut gefedert, und so ging es nicht immer nur den Waldweg entlang, sondern ein ums andere Mal quer durchs Gelände. Ein wunderschöner Wald war das. Mächtige alte Buchen und die urigen knorrigen Eichen verfehlten nicht ihren Eindruck auf mich. Dazu das Fohlen, das vor uns lustig neben seiner Mutter her trabte, ab und zu große Luftsprünge machte und sich genauso zu freuen schien wie wir. Es war eine herrliche Fahrt. An einem Bach machten wir Halt. Die Pferdchen konnten sich etwas ausruhen, und wir beide hockten uns an das sprudelnde Wasser. Neben uns raschelte es, und ich blickte etwas erschrocken dorthin. „Es ist nur eine Ringelnatter, die tut uns nichts“, sagte Horst Maeter lachend, als das kleine Reptil ins Wasser glitt und mit schlängelnden Bewegungen davonschwamm. Er war so ein richtiger Naturbursche, hier im Wald mit allem vertraut, so dass er mir vieles zeigte und erklärte, wovon ich vorher keine Ahnung hatte. Einen Sonnenstrahl nutzend, der durch die Baumwipfel bis zur Erde reichte, wärmte sich auf einem Stein eine wunderschöne Eidechse, ein Feuersalamander. Frösche sprangen vom Ufer in den Bach und mein Freund entdeckte darin auch einen rotbraunen Krebs von beachtlicher Größe, den er ohne Angst mit der Hand herausholte, so dass ich ihn genau betrachten konnte. Ich traute mich damals jedoch nicht, das seltsame Tier anzufassen, worüber sich der Förstersohn köstlich amüsierte. Seine Mutter war eine sehr gute Köchin, und als ich dann auch zur Konfirmation eingeladen war, tischte sie den Gästen äußerst schmackhaftes Wildbret auf, Hasen-, Wildschwein- oder Rehbraten, was man wollte. Jeder langte da ausgiebig zu, im fünften Kriegsjahr gab es so etwas wahrlich nicht alle Tage. Was die Lebensmittel betraf, hatte man in der Försterei den ganzen Krieg über keine Sorgen. Zum Teil wurden so die Pensionskosten bei Baumgartes auch mit Naturalien aufgewogen, verständlich in dieser Zeit. Für mich war die Freundschaft mit Horst Maeter jedenfalls sehr erlebnisreich. In den letzten Wochen hatten wir jedoch nichts mehr von den Försterleuten gehört. Frau Baumgarte war nur zugetragen worden, dass ihr Pensionssohn noch vor Weihnachten zu den Flakhelfern eingezogen worden war, um als Hitlerjunge Dienst an den Fliegerabwehrkanonen zu tun. Ich hatte ja das Glück, dazu noch ein Jahr zu jung zu sein. Nun saß ich als Flüchtling im Zug, sah im abgedunkelten Bahnhof Küstrin-Kietz viele Wehrmachtssoldaten in voller Ausrüstung, die sicherlich den Auftrag hatten, die Russen nicht über die Oder zu lassen, was wohl leichter gesagt, als getan sein würde.

Bahnhof Müncheberg, letzte Station des Flüchtlingszugs vor Berlin.
Bild: Sammlung SL

Tränenreicher Abschied

Der Zug war langsam weitergefahren, nun aber nicht mehr auf Sicht, denn hier war der Reichsbahnbetrieb noch voll funktionsfähig. Wir waren den Landsberger Eisenbahnern sehr dankbar, dass sie die schwierige Fahrt bis Küstrin so gut gemeistert hatten. Der nächste Halt war im Bahnhof Müncheberg, wo wieder einige Leute den Zug verließen. Ich wusste, dass es von hier nicht mehr weit war bis Berlin. Im Abteil waren die Gespräche abgeebbt, man war müde geworden, einige saßen zusammengesunken auf ihren Plätzen und waren eingenickt. Ich war mit dem Stehen dran, konnte mich nur mit dem Rücken an das Fenster lehnen und döste vor mich hin. Wenn der Zug über Weichen rumpelte, schreckte ich immer wieder hoch. Ich zog Vaters alte Taschenuhr aus dem Jackett. Das düstere Licht der blauen Funzel ließ noch die Zeit erkennen, es war 21 Uhr. Über fünfzehn Stunden waren wir nun schon in dem engen Raum. Ich zog die Uhr auf und steckte sie wieder in die Tasche. Vater hatte vorletzte Weihnachten von Mutter eine Armbanduhr geschenkt bekommen, seitdem trug ich den alten Chronometer, den ich sehr in Ehren hielt und ihn deshalb als ein für mich wertvolles Utensil auf die Flucht mitgenommen hatte. Wir fuhren durch die östlichen Vororte der Hauptstadt. Bis

auf die beiden Kleinen wurden alle wieder munter im Kupee. „Wenn man nur wüsste, wieweit der Zug in die Stadt hineinfährt“, ließ sich Frau Baumgarte vernehmen, „wir werden in jedem Fall in Berlin aussteigen.“ „In der Nacht wird es bestimmt Bombenangriffe geben, vielleicht ist es besser, Sie steigen später im Randgebiet aus und fahren morgen am Tage in die Stadt hinein“, wollte Mutter sie gutmeinend von diesem Vorhaben abbringen. „Es kann ja auch so kommen, dass der Zug gar nicht weiterfährt und wir alle aussteigen müssen“, meinte ängstlich Schwester Gertrud, „und wenn dann Fliegeralarm kommt, wissen wir gar nicht, wohin wir gehen sollen.“ Otti sagte nur: „Warten wir doch erst einmal ab!“ Der Zug hielt dann im am östlichsten gelegenen Fernbahnhof Berlin-Lichtenberg. Über Lautsprecher wurde angesagt, dass dieser Zug nicht weiter in die Stadt fährt, wer in Berlin bleiben möchte, möge aussteigen und mit der S-Bahn weiterfahren. Darauf verließen doch eine ganze Menge Menschen auch unseren Wagen. Die beiden Baumgarte-Frauen verabschiedeten sich hastig mit Tränen in den Augen von uns. „Hoffentlich sehen wir uns lebend einmal wieder“, schluchzte unsere gutherzige Nachbarin und umarmte meine nun auch weinende Mutter. „In Landsberg werden wir bald Wiedersehen feiern“, versuchte ich etwas Trost zu spenden, aber die Frauen winkten nur ab. Schwager Otti und ich halfen ihnen über den jetzt wieder begehbaren Gang hinaus und reichten ihnen ihre letzten Gepäckstücke durchs Fenster. Auf dem Bahnsteig waren Rote-Kreuz-Schwestern beim Austeilen heißen Tees, wovon wir auch abbekamen, dazu zwei kleine Kommissbrote für unser Abteil. Darüber waren wir besonders froh, denn unsere Essensvorräte waren während des langen Tages aufgebraucht. Die Frau mit den beiden Kindern war ebenfalls ausgestiegen, so hatten wir jetzt ausreichend Platz im Abteil und konnten uns endlich ungehindert bewegen. Wir beobachteten, dass sich die Helferinnen im Bahnhof auch um die beiden Damen kümmerten, ihnen mit dem vielen Gepäck vom Bahnsteig hinunter halfen, wobei wir ihnen innerlich doch etwas aufgewühlt nachwinkten in der Ungewissheit, ob wir sie wohl jemals wiedersehen würden. Der Zug hielt sich gar nicht mehr lange auf in Lichtenberg. Falls es Fliegeralarm gäbe, wollte man keinen Zug im Bahnhof haben. So dampften wir dann wieder los, und es ging nun auf dem östlichen Fernbahnring um Berlin herum. Wir waren froh, dass es bis jetzt keinen Fliegerangriff gegeben hatte, aber im weiteren Verlaufe der Nacht musste Berlin am 30. Januar damit rechnen.

Ganz wichtig war, dass man nun endlich zur Toilette gehen konnte. Irgendwo auf der Strecke blieb der Zug dann mehrere Stunden stehen. Wir hörten in der Ferne die Flak schießen und immer wieder auch Detonationen. Also wurden die befürchteten Bombenangriffe auf Berlin durchgeführt. Wenn man hinaussah, erblickte man unzählige Scheinwerferstrahlen am Himmel, die die Flugzeuge einfangen sollten, um sie leichter abschießen zu können. Ich konnte mich bequem in eine Ecke kauern und die Beine angezogen auf der Bank halten. Übermüdet wie ich war, schlief ich fest ein. Als ich aufwachte, war es noch dunkel. Der Zug war inzwischen weiter gefahren und hielt nun im Bahnhof Oranienburg. Draußen war es still. Nur wenige Leute verließen den Zug, der erneut lange Aufenthalt hatte. Es wurde langsam hell. Bei der Weiterfahrt kamen wir an der Station Sachsenhausen vorbei. Vor einigen Jahren war ich mit meiner Mutter von Berlin über Oranienburg nach Nassenheide gefahren. Da passierten wir auch Sachsenhausen. Von der Bahn aus konnte man auf die teilweise parallel laufende Landstraße sehen. Dort marschierte eine lange Kolonne von Männern in gestreifter Kleidung. Sie wurden von SS-Leuten bewacht. „Was sind denn das für Leute?“ fragte ich meine Mutter. Sie wurde sehr ernst und antwortete mir leise: „Das können nur Häftlinge aus dem KZ sein.“ Das Wort KZ hatte ich hin und wieder schon einmal gehört, es bedeutete Konzentrationslager. Da waren Menschen inhaftiert, die kriminell waren oder „Verbrechen gegen den Staat“ begangen haben sollten. Bei dem Anblick dieser Gefangenen waren die meisten Reisenden im Abteil sehr still geworden, die Gespräche wurden erst nach langer Pause wieder aufgenommen. Meine Mutter war ebenfalls schweigsam und ich fragte nicht länger nach. KZler hatte ich in Landsberg nie zu Gesicht bekommen, dafür jedoch Kriegsgefangene aus verschiedenen Ländern. Bei uns auf dem Bahnhof waren Franzosen eingesetzt, die alle möglichen Arbeiten verrichten mussten. Denen ging es nicht schlecht, sie bekamen sogar Carepakete geschickt, hatten gepflegte Uniformen an und konnten sich ziemlich frei im Gelände bewegen. Unserem Haus gegenüber, an der Ladestraße, war im Krieg ein großer Lagerschuppen gebaut worden, in dem dann das Ausrüstungsmaterial gestapelt lag. Die Franzosen mussten damit die Waggons für die Wehrmachtstransporte ausstatten, zum Beispiel mit Bänken und Kanonenöfen. Mit einem französischen Gefangenen, der vielleicht so alt wie mein Vater war, hatte ich mich etwas angefreundet. Er hieß Louis und sprach ganz gut deutsch. Von ihm erfuhr ich, dass er zu Hause auch einen Sohn in meinem Alter hatte. Einmal bekam ich von ihm sogar eine kleine Tafel Schokolade aus seinem Carepaket. Später sah ich dann auch russische Kriegsgefangene auf dem großen Lagerplatz an der Ladestraße. Sie wurden von schwerbewaffneten deutschen Soldaten bewacht und mussten die schwierigsten und schwersten Arbeiten ausführen, große Baumstämme und riesige Steinquader aus- bzw. einladen. Mit ihren kahlgeschorenen Köpfen und ihren zerlumpten, langen, grünlichen Mänteln sahen sie furchtbar elend und verhungert aus. Die Bewacher ließen uns Kinder gar nicht dichter an sie heran.

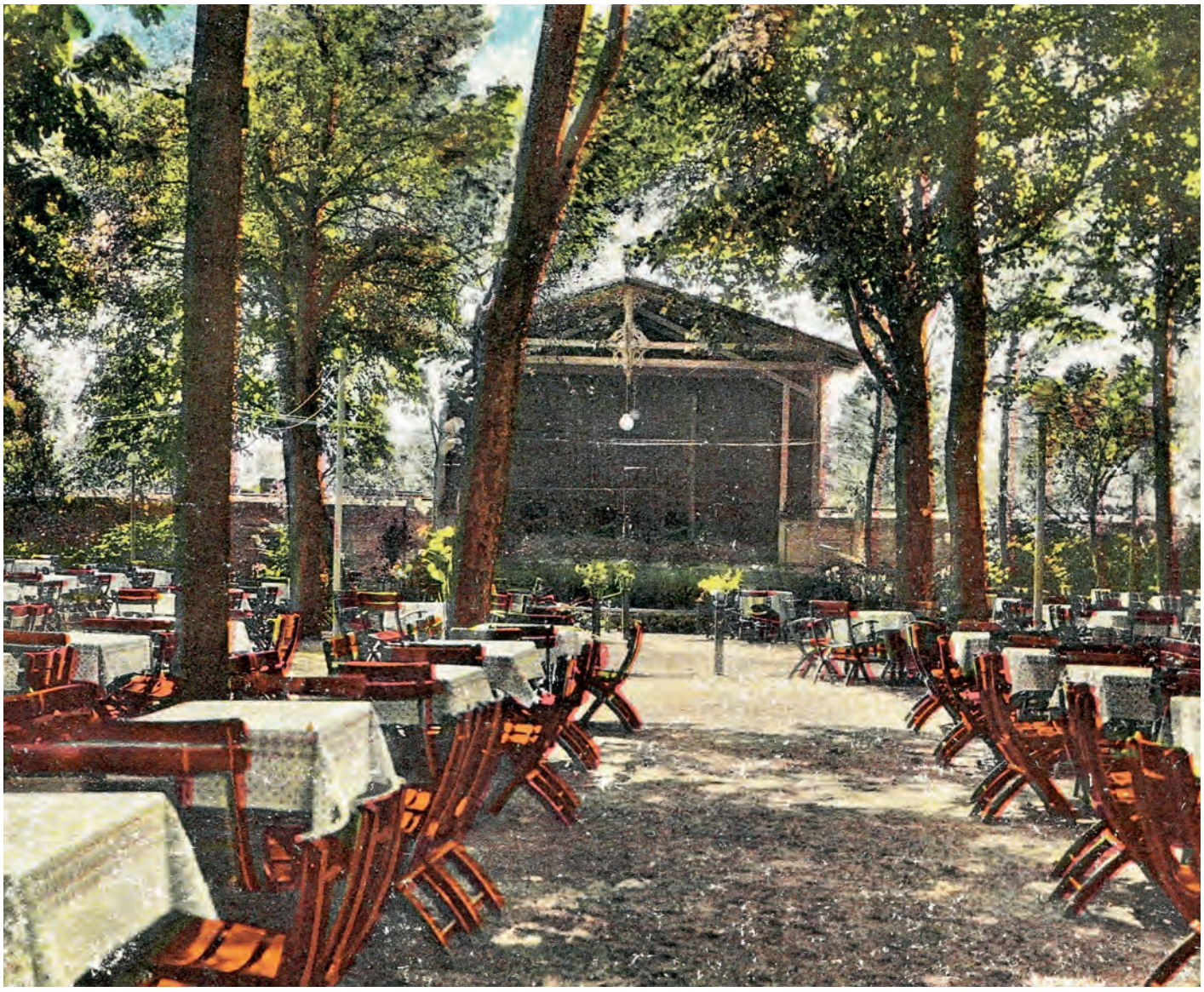
**Horst Wickert, 1932 in Landsberg (Warthe) geboren, lebt heute in Berlin.*

Ein weiteres Stück Erinnerung ...

Im Heimatblatt – Heft 60 – vom Juni 2020 sind auf den Seiten 20 und 21 wunderschöne Fotos von den Cafés und Restaurants in Landsberg (Warthe) anzusehen. Das hat mich auf die Idee gebracht – zumal auf dem großen Farbfoto vom Garten- und Tanzlokal Eldorado mein Vater Erich Christ in seinem eigenen Tanzlokal abgebildet ist – hier noch ein paar Fotos aus dem Jahr 1939 aus seinem Besitz zu zeigen, schreibt unsere Leserin Ingeborg Wienhold.

Es ist schön zu sehen, wie viele Menschen gerne im Konzerthaus Eldorado in der Zimmerstraße 62-66 / Horst-Wessel-Straße 64 / jetzt ul. Wawrzyniaka verweilten. Die Fotos wurden von Foto-Büttner in Landsberg (Warthe) entwickelt – wie der rückwärtige Aufdruck aussagt. Außerdem möchte ich hier noch eine Postkarte (farbig) zeigen, die den Garten des Eldorados mit der Bühne zeigt. In späteren Jahren – nach dem Krieg 1945 – wurde das „Eldorado“ ein Kino mit dem Namen „CAPITOL“. Dazu kann ich Ihnen – liebe Leser – drei Fotos vom Dezember 1956 zeigen, die mein Vater damals von einer Bekannten aus Gorzów als „ein kleines Andenken an Ihre alte Heimat“ erhalten hatte. Ende der 70er Jahre wurde der Kinobetrieb leider aufgegeben. Das Gebäude ist noch erhalten und die Außenfront wurde inzwischen sehr schön restauriert. Ob da noch einmal „ein alter Glanz“ hergestellt wurde bzw. wird?

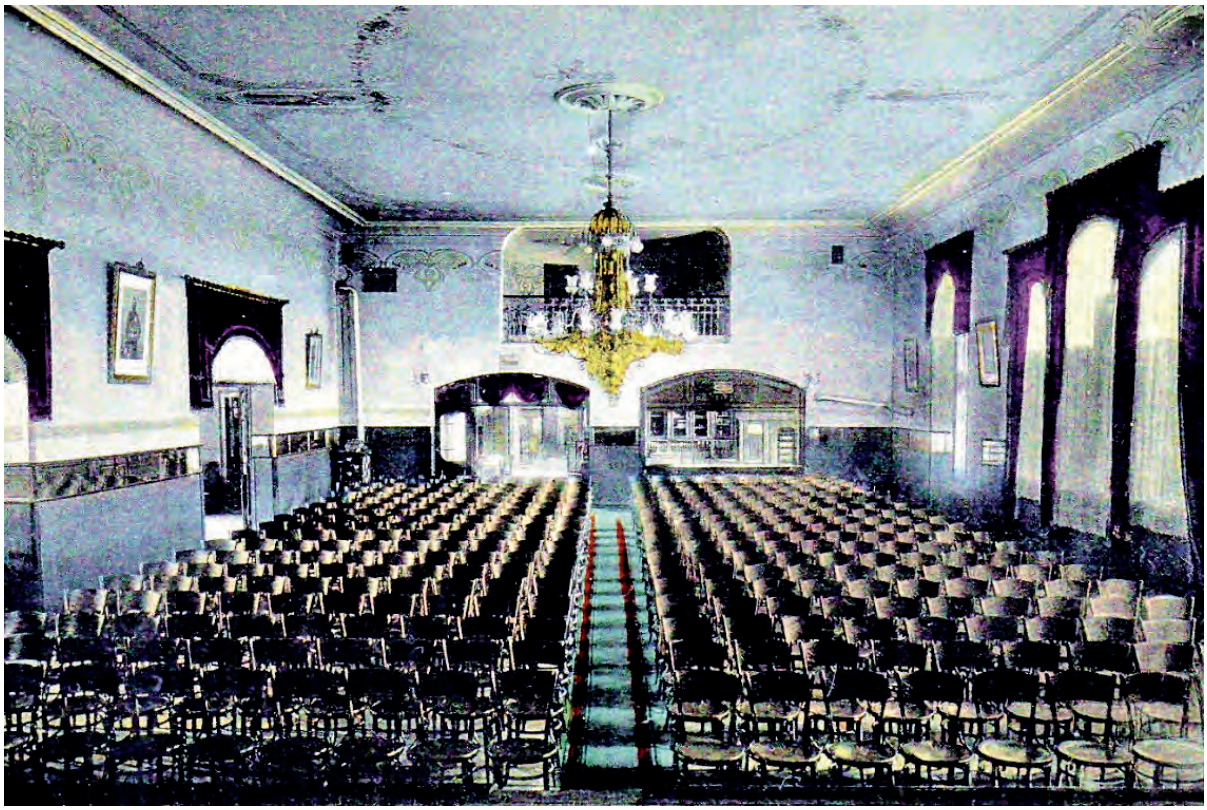
Ingeborg Wienhold *geb. Christ*
64546 Mörfelden-Walldorf
E-Mail: Ingeborg.Wienhold@t-online.de



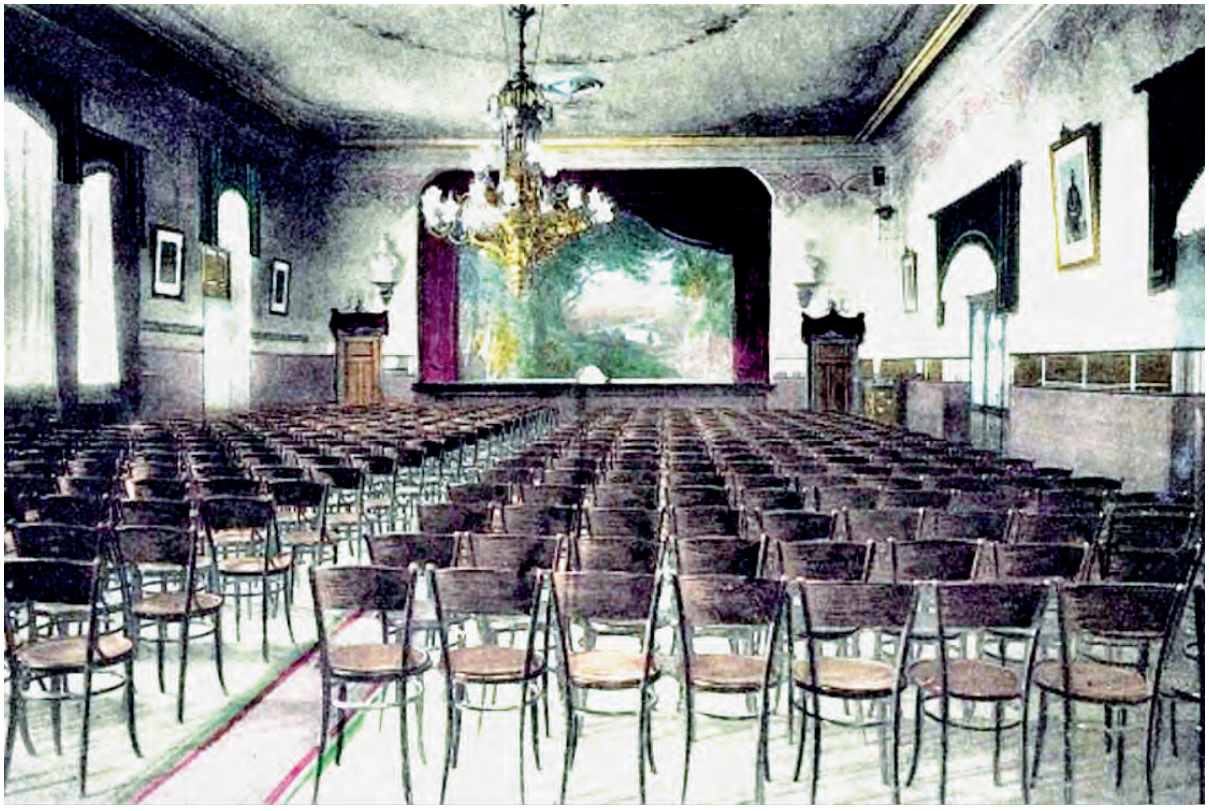
In der rechten Spalte sehen Sie Fotos vom Garten- und Tanzlokal Eldorado aus der Zeit vor 1945, als Erich Christ der Besitzer war.

Die Fotos links zeigen das Gebäude nach 1946, als es schon zum Kino „CAPITOL“ umgebaut worden war.

Ingeborg Wienhold hatte mit Ihrem Bericht und den Fotos auch einige Links zu der Internetseite „Dom Historii Miasta – Gorzów – Landsberg“, Informationen zur Geschichte der Stadt geschickt. Das ursprüngliche Profil dieser Facebook-Seite wurde im November 2011 erstellt, um die Geschichte von Gorzów/Landsberg (Warthe) im virtuellen Raum darzustellen. Die Idee und das Management stammen von Robert Piotrowski. Mit Genehmigung von Robert Piotrowski können wir Ingeborg Wienholds Beitrag nun durch zwei weitere Bilder ergänzen.



Innenaufnahme vom Eldorado: Blick von der Bühne zum Foyer und zur Gastronomie.



Innenaufnahme vom Eldorado: Blick durch den Saal zur Bühne.

„Nie wieder Krieg zwischen unseren Völkern“

Ausgehend vom Beitrag „Ein etwas anderes Kindheitsmuster“ von Peter O. E. Engel im Heimatblatt 60, Seite 24 bis 27 haben wir im letzten Heimatblatt auf Seite 65 die Stellungnahme unseres Lesers Hans-Georg Schuckert veröffentlicht. Hier nun die Antwort von Peter Engel.

Lieber Herr Schuckert,

mit allem, was Sie in Erwiderung auf meinen Artikel zu Christa Wolf schreiben, kann ich mich einverstanden erklären. Nur trifft es leider nicht den Kern, oder die Absicht meines Beitrags, nämlich, den Leser darüber zum Nachdenken anzuregen, wie das Wolf'sche Kindheitsmuster ausgesehen hätte, wäre es durch die Ereignisse der Besetzung Landsbergs durch die Sowjetarmee mit den entsetzlichen Begleiterscheinungen der Kriegszeiten geprägt gewesen. Sie stimmen mir sicher zu, dass ein solcher Roman, hätte sie ihn denn geschrieben, wesentlich anders ausgesehen hätte. Ich habe schon an anderer Stelle in der Heimatzeitung deutlich gemacht und möchte es auch hier noch einmal betonen, dass mir eine einseitige Verurteilung der sowjetischen Truppen fern liegt. Wir haben allen Grund, den Krieg, den Sie gegen uns führten, als gerecht anzusehen, denn wir waren die Aggressoren. Trotzdem hat es, als bei uns in Landsberg schon die Waffen schwiegen, ungerechtfertigte Übergriffe und Gräuel gegeben, die wir bezeichnen müssen.
Und weiter: Unrecht, das man verursacht hat, kann man nicht gegen selbst erlittenes Unrecht aufrechnen. Wer das tut, handelt unmoralisch.
Also stimme ich mit Ihnen überein: Nie wieder Krieg! Und ich bedaure genau wie Sie, dass es immer noch Menschen gibt, die aus den Verbrechen der Vergangenheit nichts gelernt haben.

Mit freundlichen Grüßen

Peter O. E. Engel

Peter O. E. Engel, geboren 1935 in Landsberg (Warthe), lebt heute in Bergheim.

Ein herzlicher Glückwunsch zum

100. Geburtstag am 20.08.2021 an Frau Ingrid Erpelt-Hartwig.

Liebe Frau Erpelt-Hartwig, wir wünschen Ihnen weiterhin Gesundheit, Freude und Wohlergehen.

Frau Ingrid Erpelt-Hartwig wurde am 20.08.1920 in Stettin geboren und zog im Alter von wenigen Tagen mit ihren Eltern nach Landsberg (Warthe) um. Die Familie wohnte in der Bismarckstraße 38. Ingrid besuchte dort auch das Gymnasium. Sie wurde später Ärztin. Heute lebt sie in Kassel. Unsere Leserin und die Schwester von Ingrid, Gisela Erpelt geb. Hartwig hat uns über den bevorstehenden, runden Geburtstag informiert. Da dies nach Redaktionsschluss erfolgte, haben wir nach einer Möglichkeit gesucht, um Frau Ingrid Erpelt-Hartwig doch noch in die Reihe der Jubilare aufzunehmen, deswegen steht sie jetzt hier separat.

Alte Fotografien aus Landsberg (Warthe)

Robert Rausch hat aus einem Nachlass Fotos aus der Stadt bekommen und hätte gern nähere Informationen dazu. Kann jemand von den Lesern helfen?

Im Nachlass eines guten Freundes fand ich einige im damaligen Landsberg angefertigte Fotografien. Zu den Bildern habe ich folgende Fragen:

Gab es einen bestimmten Platz, auf dem der Rummel stattfand?

Rummel in Landsberg (Warthe).
Bild: sbf

Welcher Abschnitt der Warthe wird hier gezeigt?

Schleppkähne auf der Warthe.
Bild: sbf

Vielen Dank für Ihre Unterstützung!

Freundliche Grüße
Robert Rausch
Tel. 030 / 89 7451 89 (Anrufbeantworter)
Informationen auch gern an die Redaktion.

HBL 61, Seite 58, „Der Arzt und Dichter August Leopold Bornitz“

Liebe Redaktion,
der ausführliche Artikel „Persönlichkeiten: Der Arzt und Dichter August Leopold Bornitz“ im Heft 61 von Prof. Dr. J. Gasiecki hat mir Hinweise auf einen meiner Ahnen gebracht. In dem Artikel wurden auch viele Landsberger Namen genannt, über welche es sich sicherlich lohnt, weiter nachgeforscht zu werden. Um die breitere Öffentlichkeit zu erreichen, gestatte ich Ihnen, meinen Brief im nächsten Heft zu veröffentlichen. Ich bin überzeugt, dass Meldungen hereinkommen.
Vielen Dank

Wolfhart Paucksch
Gärtnerstr. 13
25 462 Rellingen
E-Mail: pauckschmw@gmx.de

Sehr geehrter Herr Professor Dr. Gasiecki,

*als Nachkomme des Kommerzienrates **Johann Gottlieb Hermann Paucksch** aus Landsberg a. d. Warthe interessiert mich Ihre Abhandlung über den Arzt und Dichter **Aug. Leop. Bornitz** sehr.*
Ihr Artikel gibt mir und auch den vielen Landsbergern und deren Nachkommen einen weiteren Einblick in uns bisher unbekannte (?) bzw. nicht oder wenig behandelte Zeitabschnitte unserer Heimatstadt. Viele bekannte Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik entstammen bzw. weilten in unserer Heimatstadt. Hoffentlich können wir noch viel über sie erfahren.
Ich selbst habe mich nach 1997 (der Wiedereinweihung des Paucksch-Brunnens) der Erforschung unserer Familiengeschichte gewidmet. So konnte ich einen Teil, besonders die Ahnengalerie und das Wirken meines Urgroßvaters Johann Gottlieb Hermann Paucksch, erforschen und belegen. Leider konzentriert sich das Ergebnis überwiegend auf das wirtschaftlich industrielle Wirken: Gründung, Entwicklung der Maschinenbauanstalt H. Paucksch und deren Produkte.
Was mir überwiegend fehlt, ist das private, besonders soziale und kulturelle Engagement des Kommerzienrates. Hier setzt nun Ihr Artikel im Heimatblatt 61, Persönlichkeiten: „Der Arzt und Dichter A. L. Bornitz“ an: Bornitz als Mitglied im demokratisch-konstitutionellen Klub zu Landsberg a. d. W.
Im Absatz 3 Schaffensperiode zitieren Sie in einem Ausschnitt aus dem Gedicht: „Trost“, welches ca. Mitte 1849 erschien, Namen einiger Mitglieder dieses Klubs, u. a. auch: …Paucksch, der Jünger des Vulkan …
Frage: Worauf deutet die Aussage hin: P, der Jünger des Vulkan?
Vom Zeitpunkt her kann es sich eigentlich nur um meinen Urgroßvater Kommerzienrat J. G. Hermann Paucksch handeln (1816 – 1899). Er gründete 1843 sein erstes Unternehmen in der Poststraße in Landsberg, wurde Mitglied in der Schützengilde, expandierte stürmisch und siedelte später in die Brückenvorstadt um. Als technischem „Genie“ fehlten ihm aber immer die finanziellen Mittel, so dass er auf Fremdfinanzierungen angewiesen war. In diesem Zeitraum wird auch die Verbindung zu Carl Boas genannt: 1883 Bau der Boas-Groß‘schen Siechenanstalt in der Heinersdorfer Straße.
http://ahnenforschung-ende.de/ortskurzchroniken/ort-Neumark.html
Nun die Fragen an Sie:
Was wissen Sie über diesen kulturellen, politischen Zeitabschnitt in Landsberg?
Ihre Persönlichkeiten und ihr Wirken, auch im Zusammenhang mit Paucksch?
Können Sie mehr über den Klub „Demokratisch-konstitutionellen Klub zu Landsberg a. d. Warthe“ sagen?
Interessant wäre auch die weitere Abhandlung über die von Bornitz genannten Persönlichkeiten (ihr Leben, ihre Tätigkeit etc.) im Heimatblatt, welches meiner Meinung nach z. Zt. die größte Verbreitung mit Veröffentlichungen über Stadt und Kreis Landsberg a. d. Warthe hat.
Eine Chance, wieder mehr über die Geschichte von Landsberg a. d. W. und Gorzów Wlkp. zu erfahren und in das Gedächtnis zurück zu rufen!
Ich würde mich freuen, von Ihnen Weiteres zu hören.

Mit freundlichen Grüßen

Wolfhart Paucksch
Urenkel von J. G. Hermann Paucksch

Eine bemerkenswerte Persönlichkeit

Der Landsberger Schriftsteller, Dichter und Literaturhistoriker Eduard Boas

Prof. Dr. Joachim Gasiecki*

Am 15.01.1815 wurde Eduard Boas als Sohn des jüdischen Kaufmanns Aaron Samuel Boas in Landsberg (Warthe) geboren. Er entstammte einer sehr angesehenen Familie, die über längere Zeit auch mehrfach Führungsmitglieder in der jüdischen Gemeinde stellte.

Der Berliner Kulturwissenschaftler und Autor **Martin A. Völker**, der 2011 einen Aufsatz zu Eduard Boas veröffenticht hat, bemerkt: „Der Schriftsteller Eduard Boas ist heute ein Unbekannter." Völker sucht die Ursache im wesentlichen darin, dass es sich bei der Neumark und damit bei Landsberg (Warthe) um eine sehr „marginalisierte Landschaft" handele, von der schon 1856 der Publizist **Hermann Marggraff** meinte: „Es gibt einen, wir möchten sagen, verlorenenen Landstrich in Deutschland, der nicht besser zu sein braucht als sein Ruf, weil er gar keinen Ruf hat. Es ist die Neumark." Damit wird eine Position zu diesem Gebiet vertreten, die schon in der Rezension zu einer Veröffentlichung eines anderen Landsberger Literaten aus der gleichen Zeit wie Boas, nämlich **Leopold Bornitz**, in zugespitzter Form enthalten war. Da hieß es in den „Blättern für literarische Unterhaltung" vom 13.03.1850: Bornitz schreibe über „sein heimisches Städtchen Landsberg a. d. W., was allerdings ein ziemlich langweiliges Nest sein mag. Es wird dort … der Rinnstein mitten durch die Straßen fließen, und man wird von einem zum andern Tor hinaussehen können. … Auch der trübseligste Blick auf das grasdurchwachsene Straßenpflaster eines elenden Provinzialstädtchens im ödesten Erdenwinkel kann gute und zeitgemäße Gedanken wecken, die, wenn auch nicht welterschütternd, doch des Aufzeichnens und Bedenkens wert sind." Der Kulturwissenschaftler Völker schließt sich solchen Bewertungen an, wenn er vermerkt, „dass es sich bei allen möglichen Reizen um eine Provinzstadt handelt und sich Geschichtsträchtiges an anderen Orten ereignet."[1] Mit solchen Äußerungen, ganz gleich, ob sie im 19. oder im 21. Jahrhundert ausgesprochen werden, wird man der Bedeutung von Landsberg/Warte in der Neumark und in der Mark Brandenburg insgesamt nicht gerecht. Ein Zeitgenosse und Schriftsteller aus Landsberg, **J. E. Nürnberger**, sieht die Stadt bedeutungsvoller, wenn er an seine Jugendfreundin schreibt: „Du kennst mein Landsberg noch nicht. So voll kann man von einem Gegenstande sein; ich habe Dir so oft aus dem freundlichen Städtchen geschrieben, ohne es Dir je zu beschreiben: jetzt solls geschehen. Landsberg ist eine ansehnliche Stadt in der Neumark, sehr reizend am schiffbaren Warthestrom gelegen, der … sich, etwa 6 Meilen von hier, in die Oder ergießt. Der Strom verbindet also das Herz von Polen mit der Ostsee und verschafft der Stadt demzufolge durch Holz- und Getreidehandel eine ungeheure Lebhaftigkeit." Hinzu kommt, dass Landsberg auch in der historisch bewegten Zeit der Mitte des 19. Jahrhundert eine bedeutendere Rolle spielte, als im Aufsatz von Völker mit dem Titel „Literatur und Revolution in Landsberg an der Warthe" zum Ausdruck kommt.

Eduard Boas im Jahr 1842. Dieses Portrait wurde der „Braminen-Schrift" vorangestellt.

Eduard Boas erhielt zunächst Privatunterricht und besuchte danach die weiterführende Schule in Landsberg. Mit Sicherheit hat er jüdische Glaubenslehre und damit verbundene Fragen in seiner Gemeinde studiert. Danach begann er zunächst eine kaufmännische Ausbildung in der Firma seines Vaters, wandte sich dann aber literarischen und wissenschaftlichen Studien sowie umfangreicher Reisetätigkeit zu, die stark seine literarische Tätigkeit beeinflusst hat. Über mehrere Jahre weilte er in Dresden und Berlin. In seinen Anfangsjahren als Schriftsteller sucht Eduard Boas auch Kontakt zu bekannten Schriftstellern und Dichtern seiner Zeit. Er bemüht sich, Bewertungen seiner „Erstlinge" zu erhalten. So liegt uns ein Brief vor, den er am 18.07.1835 an **Adalbert von Chamisso** geschrieben hat. Wir zitieren diesen Brief hier im vollen Wortlaut, weil er uns einen Einblick in seine Bemühungen um Anerkennung erlaubt:

„Hochverehrter Herr!
Wenn ich einem gewöhnlichem Menschen schriebe, so würde ich weitläufig um Entschuldigung bitten, dass ich mir die Kühnheit nehme, doch glaube ich, dass wäre überflüssig, wenn ein Deutscher es wagt, zu dem ersten lebenden Dichter seiner Nation zu sprechen. – Vor allem Übrigen, lassen Sie mich Ihnen den wärmsten Dank sa-

1 Völker, Martin A.: Literatur und Revolution in Landsberg an der Warthe – Eduard Boas (1815-1853) und seine dichterischen Feldzüge. – In: Nowa Marchia, Nr. 10/2011, S. 308-323.

Adalbert von Chamisso – Boas verehrt diesen Dichter und widmet ihm u. a. seine Veröffentlichung „Deutsche Dichter – Novellen“.

gen, für die schönen Stunden, die ich so oft durchlebte und durchträumte in dem wunderbaren Zaubergarten ihrer Poesien; verschmähen Sie diesen Dank nicht, wie andere trübe Weihrauchdünste, denn er kommt von Herzen.
Lange schon war es mein inniger Wunsch, ein Erzeugnis meiner jugendlichen Aufwallung in dem von Ihnen herausgegebenen Musenalmanach abgedruckt zu sehen, aber teils die Scheu, diese kleinen Frühlingsblüten zu so duftig prangenden Tropenblumen hinzustellen, teils die Bangigkeit, eine abschlägige Antwort zu erhalten, schreckte mich zurück. Nun endlich habe ich dies überwunden. Bei dem Vergleich mit romantischen Wunderpflanzen werde ich nur bestens lernen, was meinen frühen Dichtungen fehlt, und auch eine Verneinung aus Ihrem Munde wird mich nicht kränken. Jeden Tadel will ich gern annehmen, wie der Schüler von dem Meister, und wenn sie ein Wort der Belehrung hinzufügen, so will ich sogar stolz darauf sein. Eine hohe Freude aber würden Sie mir bereiten, wenn Sie doch vielleicht eine der Blumen … der Aufnahme würdigten … Jedes Honoraranbieten würde mich tief schmerzen.
Verzeihen Sie dem jungen Dichter seine Keckheit, schenken Sie ihm wenige Zeilen zur Antwort, die er als ein Heiligtum aufheben würde.
Der Himmel sende kräftige Gesundheit und goldene Sonnenstrahlen auf Sie herab, damit die Zaubertöne Ihrer Harfe noch viele, viele Jahre besänftigend durch Deutschlands wilderregte Gaue ziehen.
Mit wahrer, inniger Hochachtung verharre ich als Ihr ganz ergebenster Eduard Boas.
Landsberg a. d. W., den 18. Juli 1835.“

Nur wenige Wochen später, im August 1835, schreibt Boas ein Vorwort zu seiner Veröffentlichung „Deutsche Dichter – Novellen“, die zwei Jahre später in Berlin/Leipzig herausgegeben wird. Er widmet diese Schrift „Adalbert von Chamisso, dem deutschen Dichter, liebend und verehrend zugeeignet vom Verfasser“. Diesem Satz schließt sich ein Gedicht von Boas an, das einerseits auf den Inhalt seines Werkes eingeht und andererseits die Widmung an Chamisso erweitert:

„Dir weihe ich mein Büchlein, dem deutschen Dichter,
Wer mild, wie Du gesungen, ist mild als Richter,
Drum nimm, Du hoher Sänger, es freundlich an;
Ein Schelm nur gibt es besser als er es kann.“

Die Persönlichkeit von Eduard Boas, sein ihn auszeichnendes Wesen und sein Charakter sind sicher nicht einfach zu beschreiben. Es gibt von ihm recht unterschiedliche Einschätzungen und Bewertungen. Wir wollen hier an einige Selbstbeschreibungen von Boas anknüpfen, die an verschiedenen Stellen seiner Schriften auftauchen. In seinem Gedichtband „Sprüche und Lieder eines nordischen Braminen“ von 1842 macht er z. B. dazu Aussagen. Der Begriff „Bramine“ ist eine andere Form von „Brahmane“, der im Hinduismus zur obersten Kaste gehört und als Lehrer und Gelehrter tätig ist. Boas nutzt diesen Begriff im übertragenen Sinne für Schriftsteller und Dichter, die in ihrer jeweiligen Zeit arbeiten und Anstöße für zukünftige Entwicklungen der Menschen geben. Im letzten Gedicht des erwähnten Buches mit der Überschrift „Alter des Braminen“ heißt es u. a.:

„Es fehlen mir, das weiß ich,
drei volle Jahre noch an dreißig.
Doch sah ich von der Welt schon viel,
und reiste nicht umher zum Spiel:
Ich schau‘ und lernte fleißig.

Braminensinn kommt nicht mit Jahren,
mit tiefen Runzeln, grauen Haaren,
noch trag ich stolz das braune Haupt,
mir ist die Jugend nicht geraubt,
ich will sie mir bewahren.

Wohl lieb ich selbst, ein Ross zu lenken,
ein Mädchen küssen, Becher schwenken.
Doch was man treibt und was man tut,
man mach‘ es recht, man mach‘ es gut,
und mög dabei auch denken!“

Sprüche und Lieder
eines
nordischen Braminen.
Von
Eduard Boas.
Leipzig,
Verlag von L. H. Böfenberg.
1842.

„Sprüche und Lieder eines nordischen Braminen“ aus dem Jahr 1842.

In einer Besprechung der gleichen Schrift, die in Nr. 266/1842 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ veröffentlicht wurde, greift der Rezensent diese Worte von Boas auf: „Kurz, es tritt hier ein muntrer Bramin auf, … der, was er poetisch beginnt, auch recht treibt und tut, und dabei auch denkt. In diesen bezeichnenden Worten charakterisiert sich Herr Boas … selbst, und zwar nicht ohne Beimischung eines kecken Selbstgefühls, doch auch nicht ohne Wahrheit.“

„Aus Landsberg's Vorzeit“ – 1839 veröffentlichte Eduard Boas historische Beiträge zu seiner Heimatregion.

Bereits 1833 hat Boas, wie er angibt, das Signalement seines Passes von der Königlich-preußischen Bezirksregierung in Oppeln veröffentlicht, das man ohne Zweifel in Beziehung zu diesem Bild setzen kann, auch wenn rund ein Jahrzehnt dazwischenliegt und es sich möglicherweise auch um ein fiktives Dokument handelt. Boas zitiert daraus:

„Größe: 5 Fuß 4 Zoll;
Statur: schlank;
Haar: kastanienbraun;
Stirn: hoch und edel;
Augenbrauen: kühn gewölbt;
Augen: dunkle Flammensterne;
Nase: griechisch;
Mund: ironische Ober- und sarkastische Unterlippe;
Zähne: Perlen;
Bart: schwach;
Kinn: rund;
Gesichtsbildung: oval;
Gesichtsfarbe: blühend.“

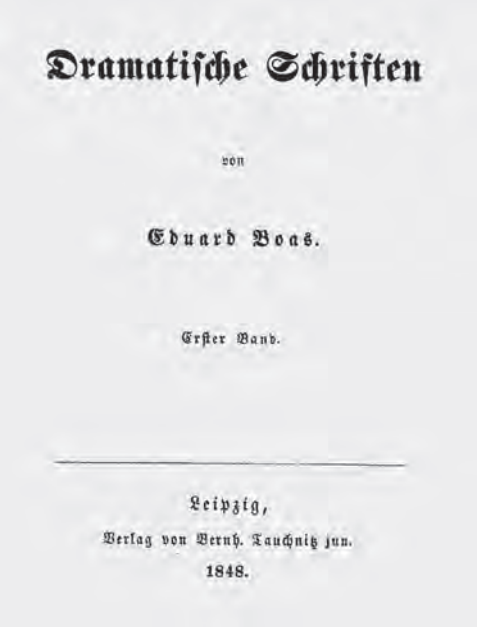
Daran schließt er den Versuch einer Selbstcharakterisierung an: „Ich – das absolute, wie Hegel sagt – bin eigentlich ein sonderbarer Kauz! Die Natur hat ein wunderliches Spiel mit mir getrieben, und mich aus den widersprechendsten Ingredienzien zusammen geknetet. Kaltes Feuer, glühende Kälte, wollüstige Zerrissenheit, herzzerschneidende Ruhe, süße Qualen und grässliche Schmerzlosigkeit mischte sie untereinander und schuf daraus einen Dichter, der unglücklich ist, wenn er nicht schreibt, und sich selber auslacht, wenn er etwas geschrieben hat. … Ich bin mir selbst ein Rätsel. … Mein Äußeres ist stets eine täuschende Maske meiner Seele …, so sind meine heitersten Schriften gerade die, bei denen ich das Meiste gelitten habe.“

Es hagelt Kritik

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts veröffentlicht Boas seine ersten nennenswerten Arbeiten. Bei seinen Schriften („Reiseblüten aus der Oberwelt“, 1834; „Reiseblüten aus der Sternenwelt“ sowie seine „Mond-Novelle“, beide 1836; „Reiseblüten aus der Unterwelt“, ebenfalls 1836) handelt es sich zunächst noch nicht durchgängig um reale Reisebeschreibungen, sondern auch um teilweise fiktive Schilderungen mit satirischen Darstellungen und Anknüpfungen an Utopien und Reisephantasien. Bemerkenswert ist dabei auch, dass er in diesen Schriften kritische Anmerkungen zur gesellschaftlichen Situation in den Jahren des Vormärz macht. Eine erste Besprechung der „Reiseblüten aus der Oberwelt“ in der Nr. 192/1835 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ zeichnete aber ein recht negatives Bild vom Schriftsteller und Dichter Boas und seinem Werk: „Der Verfasser dieser, nicht ‚Reisebilder‘, sondern ‚Reiseblüten‘ ist, wie er uns oft berichtet, denn sonst wüssten wir es nicht, ein Dichter, und wenn er nicht gerade behauptet, dass ‚wo man die besten Namen nenne, auch der seine genannt werde‘, so scheint er doch nicht allzu gering von den Gaben seiner Muse zu denken“. Die eigentlichen Reiseeindrücke spielen in dieser Besprechung so gut wie gar keine Rolle. Eine weitere Rezension aus den „Blättern für literarische Unterhaltung“ von 1837 vermittelte ebenfalls einen sehr abfälligen Eindruck über die folgenden Bände „Reiseblüten aus der Sternenwelt“ und „Reiseblüten aus der Unterwelt“. Es heißt dort u. a.: „Unter der gesamten Reiseliteratur der neuesten Zeit können diese beiden Bücher das Pikanteste liefern, ein humoristischer Zufall aber hat es gewollt, dass gerade das Flachste, was in diesem Fache geleistet worden, hier niedergelegt ist. Dies unser Urteil wird uns Herr Boas zwar sehr übelnehmen und uns ohne Zweifel in die Zahl derjenigen Leser einrangieren, die Gefallen finden an wasserdünnen Büchern; es kann ihm aber nichts helfen. Die Kritik wird verdrießlich über seine seichte Gemütlichkeit, seine Koketterie mit sich selbst, seine bodenlose Eitelkeit und über die unnachahmliche Flachheit eines Räsonnements (= einer Überlegung), dessen einziges Verdienst darin besteht, dass es in einem leichten, glatten und zuweilen auch graziösen Stil an den Mann gebracht wird. … Wenn dem Humoristen der Ernst des Mannes, die Schwerkraft der Gedanken fehlt, so wird er wässerig, seicht und federfadendünn.“

In diesen Besprechungen werden auch die Reiseeindrücke von Boas als geradezu anrüchig geschildert. In der genannten Rezession von 1835 zu den „Reiseblüten aus der Oberwelt“ wird ausgesagt: „Herr Boas weiß, nach Allem zu schließen, wohl zu leben, es geht ihm gut, er

findet sich überall zurecht, und sorgt dafür, dass für alle körperlichen, geistigen und ‚Gefühls'-Bedürfnisse in jedem neuen Orte wenige Stunden nach seiner Ankunft gesorgt ist." Boas beschreibe, wie er „den privilegierten und nichtprivilegierten Dienerinnen der Venus nachspürt. Die unbefangene Genauigkeit, mit welcher der Verfasser von diesen Unternehmungen berichtet (nur die Kostenrechnung teilt er aus Zartgefühl nicht mit) … Seltsam ist es und unerfreulich, dass unsere liberalen Wortführer nicht nur in der Wirklichkeit, sondern auch in ihren Schriften sich mit solchem Wohlgefallen im Schmutze ekler Lüste herumwälzen. Möchte man doch fast versuchen, der Freiheit, die sie so eifrig im Munde herumführen, gehöre auch zur Zahl der feilen Dirnen, mit deren Umarmungen sie sich rühmen." Dem eingangs dieses Aufsatzes genannten Kulturwissenschaftler Völker/Berlin ist durchaus zuzustimmen, wenn er 2011 schreibt: „Naturnähe, Lebensfreude und Sinnenlust sind die Mittel, mit denen Eduard Boas in seinen ‚Reiseblüten aus der Oberwelt' die retardierenden politischen und sozialen Verhältnisse angreift." Daraus aber abzuleiten, dass Boas sich quasi pornographischer Darstellung annähere, ist absolut unzutreffend. Völker formuliert im Detail: Boas „reichert seine Schilderungen mit spitzen Details an, kokettiert mit Liebesabenteuern …, provoziert mit der Zurschaustellung seiner sinnlichen Regungen …, er gibt sich seinen natürlichen Trieben und sexuellen Begierden hin …, die sinnlich-triebhafte Liebe löst die Verkrampftheit und vertreibt die Tristess. … Mit seinem zotenhaftem Antlitz, seiner Rücksichtslosigkeit und Unbeständigkeit sprengt der skandalträchtige Eros biedermeierliche Lebensvorstellungen." Eine solche Bewertung ist aber unzutreffend und diffamiert geradezu den Dichter. Viel treffender ist die Einordnung von Eduard Boas durch den Medienwissenschaftler **Manfred Nagl** im Rahmen seiner Untersuchungen zur Entwicklung der Science-Fiction-Literatur in Deutschland. Nagl geht davon aus, dass die Anfänge utopischer Literatur nicht erst, wie von einigen Wissenschaftlern angenommen wird, um 1890 zu suchen sind, sondern dass bereits gegen Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allen in Reiseschilderungen mit sehr persönlicher Qualität, eine entsprechende Entwicklung eingesetzt hat. Dazu zählt er ausdrücklich auch die frühen Reiseschriften von Boas. Er hebt hervor, dass sich hier nach und nach eine Massenliteratur entwickelte, die mit vielen phantastischen Darstellungen durchsetzt war, sich in hohem Maße der Satire widmete und so zu einer neuen Verbindung von Realität und Fiktion führte. Hinzu kam gerade in der Zeit des Vormärz und dem Revolutionsjahr 1848/49 der Versuch, durch Phantastik, Parodie und Satire zu einer bewusst übertreibenden Verfremdung tatsächlicher Situationen zu gelangen, hinter der man kritische Aussagen zu politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen der Zeit in unbefangenere Zusammenhänge einbetten konnte. Diese Bewertung der ersten Schriften von Boas wird seinem Anliegen, sich so persönlich wie möglich zu Gesellschaft und Staat zu äußern und gleichzeitig die möglichen Folgen der bestehenden polizeilichen Zensur so gering wie möglich zu halten, wesentlich besser gerecht.


Dramatische Schriften

von

Eduard Boas.

Erster Band.

Leipzig,

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.

1848.

1848 veröffentlichte Eduard Boas den ersten Band seiner „Dramatische Schriften".

Es würde zu weit führen, das gesellschaftskritische Denken von Boas umfassend darzulegen. Hier sei nur erwähnt, dass sich allein im ersten Band der „Reiseblüten aus der Oberwelt" über 20 Passagen finden, mit denen die bestehenden politischen Verhältnisse und die Einschränkungen der Freiheit der Bürger gegeißelt werden. Nur wenige Sätze aus dieser Schrift sollen als Beispiel angeführt werden. Nach einem Theaterbesuch in Breslau hebt Boas hervor: „Ich sah hier auch Meyerbeer's ‚Robert der Teufel' wieder. … In seinem Robert hat er das tief-düstere herzergreifende Murren des deutschen Volkes ausgehaucht, das schwermütig und gewaltig ist gleich dem inneren Brausen des Meeres vor dem losbrechenden Sturme. … Die einzige Klasse von Breslau's Bewohnern, an der man Blüten des neuen Völkerfrühlings bemerkt, sind die hiesigen Studenten. Diese haben sich erhoben über den dummen Aristokratengeist und den ledernen Patrizierstolz und sie tragen in der Brust die göttliche Idee der menschlichen Gleichheit." Im Rahmen einiger Bemerkungen zur Gesellschaftsstruktur heißt es bei Boas: „Es ist doch ein eigenes Ding um den Adel! Weil er einen Stammbaum mit bunten, glänzenden Wappenschildern aufweisen kann, genießt er die hohe Ehre und wird überall vorgezogen. Auch wir ordinären, bürgerlichen Seelen haben Stammbäume, dieselben trugen aber gute nahrhafte Früchte, welche aufgegessen wurden und daher vergessen wurden; doch die unverdaulichen, adligen Holzäpfel blieben hängen und haben sich erhalten bis auf unsere Zeit."

Auch unter den über 100 Gedichten, die Boas in seiner Schrift „Sprüche und Lieder eines nordischen Braminen" veröffentlicht, befinden sich gesellschaftskritische Skizzen. Ein Beispiel, sein Gedicht „Zollverband" (der im Deutschen Bund Anfang 1834 in Kraft trat), stellen wir hier in einem Auszug vor, weil es die Freiheitshoffnungen in besonderer Weise zum Ausdruck bringt:

„Lange Jahre hat der Deutsche seinem Bruder
nicht getraut,
und er war von ihm geschieden
durch die kalte starre Maut.
Wenn der Freund zu seinem Freunde,
Bräutigam zur Braut gewollt,
mussten streng durchsucht sie werden
und das Gastgeschenk verzollt.

Waren nannten sie zwar immer,
aber auch Gedank und Wort
hämisch lauernd zu erforschen,
stand der Schlagbaum hemmend dort.
Zürnend blieb daheim am Ende
jeder deutsche Ehrenmann,
wollt sich nicht durchspähen lassen,
fluchte solchem Knechtesbann.

Darf er frei mit Waren handeln
von der Ostsee an den Rhein,
kann das geist'ge freie Handeln
da noch fern den Deutschen sein?
Nein, wir sehn am Himmel leuchtend
schon die Morgenröte glühn;
Einigkeit und Freiheit müssen
aus dem Zollverein erblühn.“

Natürlich hat Eduard Boas weitere Veröffentlichungen vorzuweisen. Zunehmend wurde er von der Sehnsucht nach anderen Regionen, nach neuen vielfältigen Eindrücken, die er in Form realer Reisebeschreibungen an die Öffentlichkeit bringen konnte, erfasst. Ein Gedicht mit dem Titel „Merlin“, das er im 1. Jahrgang des „Deutschen Musenalmanachs“ 1840 veröffentlichte, bezeugt das:

„Immer, wenn ich wieder wandle
durch die Säulenstadt Berlin
fühl ich mich so stark bezaubert,
wie der mächtige Merlin,
als ihn fesselte des Bannworts tiefe,
grauenvolle Rune,
die ihm abgelauscht mit Kosen
schlau die liebliche Sigune.
…
Möcht' hinaus ins Ferne eilen, in die weite blaue Welt,
wo sich über Meer und Felsen wölbt
des hellen Himmels Zelt;
möchte fremde Orte sehen, Kataraktendonner hören;
möchte schaffen, möchte wirken,
möchte bauen und zerstören.
…
Nein, mich sollst du nicht umgarnen,
schöne, wundervolle Stadt!
Nein, ich will es nicht erwarten,
bis die Seele stumpf und matt!
Mich gelüstet nicht zu weilen
in dem blütumkränzten Hafen,
denn ich bin zu alt zum Träumen,
und zu jung, um schon zu schlafen.“

Boas greift hier die mit der Artus-Sage in der britisch-französischen Historie und Literatur verknüpfte Gestalt des mächtigen Zauberers Merlin auf, der – nach einer Art der Überlieferung – seiner Geliebten und gleichzeitig Gegenspielerin Ninue verfallen ist, die ihn bannt und so bis an sein Lebensende an einen Ort festsetzt, eine für Boas unerträgliche Situation. Er kann sich das Fernweh auch leisten, da er über seine Herkunft aus einer begüterten Familie finanziell in der Lage ist, seinen Zielen über verschiedene längere Reisen, sowohl nach Süd- und Nordeuropa, näher zu kommen. Seine Eindrücke und neue Reaktionen auf Zeitentwicklungen schlagen sich in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen nieder. So erscheinen folgende Schriften: Der komische Roman „Des Kriegskommissars Pipitz Reise nach Italien“ (1841); „Pepita – eine italienische Idylle“ (1844); „Französische Thronfolger – Eine Vision“ (1844); die Reiseschilderung „In Skandinavien. Nordlichter“ (1845); „Die deutsche Flagge – Ein Album“ (1846).

Verbunden mit Landsberg (Warthe)

In seiner Heimatstadt Landsberg bemüht er sich um historische Beiträge zur Region: Bereits 1839 bringt er in einem örtlichen Verlag als Heft 1 einer geplanten Reihe die Schrift „Aus Landsbergs Vorzeit“ heraus. In 33 Kapiteln stellt er vielfältige Informationen über seine Heimatstadt zusammen, wobei ihm kaum Quellen zur Verfügung stehen. Nur aus dem kurzen Kapitel XXX „Die Warthe“ bringen wir als Beispiel einen Abschnitt: „Dieser Fluss ist so innig mit Landsberg verschwistert, dass er hier nicht gut übergangen werden kann, ohne einige Worte von ihm zu sagen, besonders, da er sogar zum Namen der Stadt gehört. – Die Warthe entspringt nahe an der oberschlesischen Grenze, bei Mrzygłód, unweit Pilica, in der Wojewodschaft Krakau. Es ergießen sich in sie die Prosna, Obra und mehrere andere Flüsse. Nachdem sie Posen und Schwerin berührt hat, kommt sie oberhalb des Dorfes Borkow in die Neumark, nimmt bei Zantoch die mit der Drage vereinte Netze auf, geht dann an Landsberg vorüber und mündet sich vor Küstrin in die Oder.“ Leider wurde die Reihe „Aus Landsbergs Vorzeit“ nicht fortgesetzt. 1844 erscheint im gleichen Verlag die „Chronik der Schützengilde zu Landsberg a. d. Warthe – ein Beitrag zur Sittengeschichte der Mark“. Darüber hinaus nutzt Boas einen großen Teil seiner Kraft für literaturwissenschaftliche Arbeiten, die bis in die Gegenwart trotz mancher Einseitigkeiten und Irrtümer Aufmerksamkeit erringen. Bereits zwischen 1838 und 1840 gibt er in drei Bänden „Nachträge zu Schillers sämtlichen Werken“ heraus, 1841 ebenfalls drei Bände „Nachträge zu Goethes sämtlichen Werken“. 1851 veröffentlicht er sein zweiteiliges Werk „Schiller und Goethe im Xenienkampf“, das 1856 durch den Literaturwissenschaftler **Wendelin v. Maltzahn** postum herausgegeben wird, ebenfalls 1856 wird von Maltzahn auch das nachgelassene zweibändige Manuskript „Schillers Jugendjahre“ herausgegeben. Er hatte durchaus vor, sich weiteren literaturhistorischen Fragen zu widmen. 1840 erscheint im Landsberger Verlag Schulz und Volger das erste Heft einer geplanten, aber nicht fort-

gesetzten Reihe „Literaturstoffe“. Der Titel dieser nur 53 Seiten umfassenden Schrift lautete: „Namenssymbolik in der deutschen Poesie. Eine literarische Abhandlung.“ Bemerkenswert ist hier, dass auch Eduard Boas mit **Heinrich Laube** bekannt war, der zu seiner Zeit eine ganze Reihe von jungen Schriftstellern förderte. Boas gehörte zu diesem „Dichterkreis“ um Laube, jedenfalls widmete Boas diese kleine Schrift „Seinem lieben Heinrich Laube treufreundlichst zugeeignet“.

Eduard Boas gehörte 1844/1845 zum „Komitee zur Gründung eines Denkmals für Friedrich Schleiermacher“.

In Landsberg/Warthe ist Boas in den vierziger Jahren auch öffentlich aktiv. So gehört er 1844/1845 zum „Komitee zur Gründung eines Denkmals für Friedrich Schleiermacher“ und unterzeichnet u. a. einen Spendenaufruf zur Denkmalserrichtung mit „Eduard Boas Doktor der Philosophie“. Er hatte wenige Jahre zuvor, im Sommersemester 1842, an der Philosophischen Fakultät der Universität Jena unter dem Dekan Hofrat **Dr. Schulze** promoviert, so kann man jedenfalls in einem Verzeichnis der Dissertationen deutscher Universitäten Mitte des 19. Jahrhunderts lesen. Hier muss aber eine Anmerkung gestattet sein. In den Verzeichnissen der Promotionen der Universität oder in der Bestandsliste der Dissertationen in der Universitätsbibliothek Jena gibt es zum 19. Jahrhundert keinen Hinweis auf Eduard Boas. Der Historiker **Dr. Ulrich Rasche** hat 2018 in einem Interview darauf verwiesen, dass das 19. Jahrhundert die Zeit der „deutschen Pseudodoktoren“ war. Gerade auch die Universität Jena war daran interessiert, möglichst viele Promotionen gegen Gebühren und Honorare zu realisieren, was häufig zu erheblichen Qualitätsabstrichen führte und auch die „Absenspromotion“, also in Abwesenheit des Bewerbers, einschloss. Es ist anzunehmen, dass auch Euard Boas über eine Promotion in absentia seinen Doktortitel erworben hat, ohne dass wir darin Qualitätsprobleme knüpfen wollen.

Im Revolutionsjahr 1848/1849 nimmt Boas aktiv am Geschehen in Landsberg teil. Er wird Mitglied und Ordner des entstandenen „Demokratisch-Konstitutionellen Klubs“, dessen lebhafte Diskussionen er bereichert. Zur Wahl zur 1. Kammer der Nationalversammlung Anfang 1849 wird er zu einem der Wahlmänner für den Landsberger Wahlkreis gewählt. In der von Januar bis September 1849 unter dem Motto „Freiheit und Recht, Ordnung und Gesetz“ erscheinenden Zeitung „Der Landsberger Bote“ erscheinen eine Reihe von Artikeln ohne Namensnennung des oder der Autoren, von denen der eine oder andere nach Stil und Inhalt auch von Boas stammen könnte. „Der Landsberger Bote“ veröffentlicht in den neun Monaten seines Erscheinens auch 18 Gedichte von Boas, alle unter der Überschrift „Der Beobachter an der Warthe“.

In der Nummer 9 dieser Zeitung vom 18.03.1849 steht folgende Notiz über die Sitzung des Demokratisch-Konstitutionellen Klubs vom 13.03.1849: „Der stellvertretene Ordner, Herr Schacher, teilt der Versammlung ein Schreiben des Ordners, Herrn Boas, mit, in welchem derselbe sein Bedauern ausdrückt, wegen seiner angegriffenen Gesundheit das Ordneramt, welches er während der letzten sechs inhaltsschweren Monate, vom Vertrauen des Klubs getragen, verwaltet hat, niederlegen zu müssen. Die Versammlung beauftragt, auf den Antrag des Herrn **Werth**, das Komitee, dem Herrn Boas durch ein Schreiben den Dank des Klubs für seine umsichtige und aufopfernde Arbeit mitzuteilen.“ Diese Notiz über das Ausscheiden aus seiner Klubfunktion ist der einzige Hinweis darauf, dass Eduard Boas mehrere Jahre größere Gesundheitsprobleme gehabt hat.

Der lebenslustige Dichter blieb sein Leben lang unverheiratet, in einem seiner Gedichte hat er wohl dafür eine Begründung zu geben versucht:

> *„Mein Herz ist noch größer als Himmel und Meer!*
> *Ein einziges Mädchen, sie ließ‘ es zu leer.“*

Eduard Boas verstarb am 12.06.1853 in seiner Heimatstadt Landsberg (Warthe), wo er auf dem jüdischen Friedhof zu Grabe getragen wurde. In der „Gartenlaube“, Nr. 31/1854, war in einem Beitrag – vielleicht in etwas posthumer Übertreibung – zu lesen: „Die deutsche Literatur hat vor Kurzem zwei ihrer würdigsten Vertreter, das deutsche Volk zwei seiner edelsten und liebenswürdigsten Dichter verloren. Eduard Boas und **Eduard Duller** [Duller war ein österreichisch-deutscher Schriftsller mit humanistisch-liberaler Gesinnung]. Beide starben im kräftigen Mannesalter zu fast gleicher Zeit an fast gleicher Krankheit und nach gleich langen Kämpfen mit ihr. Euard Boas starb im deutschen Norden, dem er angehörte, in Landsberg an der Warthe … Aber um Eduard Boas trauert nicht nur der Norden, um Eduard Duller nicht nur der Süden – sie gehören Beide dem ganzen Deutschland an.“

**Prof. Dr. Joachim Gasiecki, Paul-Abraham-Weg 3, 17033 Neubrandenburg*

Fragen zur Familie Max Bahr – wer kann helfen?

Jürgen Bahr hat dem Heimatblatt zwei alte Familienfotos geschickt und bittet nun die Leser, ihn bei der Klärung einiger Fragen zu unterstützen.

Ich hörte, dass die Arbeiten für die Vorbereitung einer Ausstellung zum Leben und Wirken von Max Bahr (1838 – 1930) für die Stadt Landsberg, zu deren Ehrenbürger er ernannt worden ist, nicht aufgehoben, sondern nur verschoben wurden. Es würde mich freuen zu hören, dass das Archiv des Heimatblattes und die Sammlung des ehemaligen Museums Landsberg mit in diese Vorbereitungen involviert sind. Hierzu könnte ich zwei alte Fotos von der Familie Max Bahr anbieten:
Ein Foto ungefähr aus dem Jahr 1904. Es zeigt die Familie mit dem ältesten Bahr-Enkel von ***Max*** *und* ***Adelheid Bahr****, dem ersten Kind von* ***Paul*** *und* ***Gertrud Bahr geb. Friedrich****.*
Das zweite Foto wurde anlässlich der Goldenen Hochzeit von Max und Adelheid Bahr im Jahr 1923 aufgenommen. Zu beiden Fotos habe ich einige Fragen.
Gern höre ich von Ihnen.

Mit freundlichen Grüßen
Jürgen Bahr
78315 Radolfzell am Bodensee
Tel.: 07732 1 36 48, Mobil: 0178 136 48 09
E-Mail: juergen.bahr@binaity.de

Obere Reihe stehend von rechts: Kaufmann Egmont Grohs, Stabsarzt Dr. Johannes Haedicke mit Ehefrau Charlotte Louise Haedicke geb. Bahr, Paul Bahr jr. mit Ehefrau Gertrud geb. Friedrich.
Untere Reihe sitzend von rechts: Else Rosalie Wilhelmine Grohs geb. Bahr, Max Bahr mit Ehefrau Adelheid, dazwischen vermutlich Enkel Klaus, dann die Töchter Margarete und Marianne Bahr.

Bei dem Foto – vermutlich im Sommer 1904 gemacht – kann ich den Grund nur vermuten, habe jedoch einige Argumente dazu:
Der Junge zwischen dem Ehepaar ***Max*** *und* ***Adelheid Bahr*** *dürfte mein Vater* ***Klaus Bahr*** *(manche Schreibweisen: Claus), geb. April 1903, sein. Er war der erste männliche Bahr-Enkel von Max Bahr, der erste Sohn von dem hinter Adelheid Bahr stehenden Ehepaar* ***Paul Bahr jr****. und* ***Gertrud Bahr geb. Friedrich.***

Es war das Jahr 1904 – Max Bahr hatte gerade 1903 die Jute-Fabrik in der Brückenvorstadt in Landsberg gegründet und im Juni 1904 konnte ihm – so schreibt er 1926 in seinen Erinnerungen auf Seite 45 im oberen Absatz – „die erste Spule selbst gesponnener Garne vorgelegt werden". Ein wichtiges Ereignis für seine neue Firma und dazu ein erster – offensichtlich gesunder – männlicher Enkel zur Absicherung des Fortbestandes der Familie Bahr und der Firma! Das wollte man sicher in einem Foto dokumentieren.
Ich wüsste nur zu gern, ob sich meine Vermutungen zu der Person des Kindes noch bestätigen ließen!
Ein zusätzliches Argument für meine Vermutung besteht aus der Kenntnis, dass die beiden bereits deutlich vor 1904 verheirateten Töchter ***Charlotte Louise Haedicke****, geb. 1880, (verheiratet mit dem Stabsarzt* ***Dr. Johannes Haedicke*** *– im Bild hier in Uniform oberhalb Max Bahr) und* ***Else Rosalie Wilhelmine Grohs****, geb. 1874, verheiratet mit Kaufmann* ***Egmont Grohs*** *(rechts neben Max Bahr) jeweils bereits Kinder hatten, die im Alter ziemlich gleich waren, hier aber auf dem Foto nicht zu sehen sind.*
Die beiden weiteren Personen auf dem Foto links sind die 1904 noch unverheirateten Töchter des Ehepaares Max und Adelheid Bahr: Ganz links ***Marianne Auguste Annie Bahr,*** *geb. 1886 – auf dem Foto also ca. 18 Jahre alt. Sie heiratete 1909 den Arzt* ***Dr. med. Wilhelm Arthur Schulze*** *aus Guben. Hierbei soll Max Bahr seinen Einfluss geltend gemacht haben, dass das Ehepaar den Doppel-Namen* ***Schulze-Bahr*** *tragen durfte. Es würde mich interessieren, ab wann diese Namensänderung für das Ehepaar galt und ob es auch später für deren Kinder generell oder mit Einschränkungen galt. Ich habe in meinem Stammbaum Kinder, die Schulze-Bahr, aber auch solche, die nur Schulze heißen.*
Wer kann mir hier helfen?
Daneben ***Margarete Justine Pauline Bahr****, geb. 1877 – auf dem Foto also 27 Jahre alt. Sie blieb unverheiratet. Max Bahr schreibt über sie in seinen Erinnerungen auf Seite 17 im oberen Abschnitt: „Sie hat seit 2 Jahrzehnten (also etwa seit 1905/06) die wichtigsten Buchführungsarbeiten geleitet und sich außerdem den sozialen Einrichtungen des Betriebes gewidmet".*
Soviel also zu meinen Fragen zu diesem Foto aus dem Jahr 1904.

Goldene Hochzeit von Max und Adelheid Bahr im Oktober 1923.

Dieses Foto wurde ca. 19 Jahre später aufgenommen. Bekannt sind mir natürlich das Hochzeitspaar und deren Tochter „Tante – eigentlich meine Großtante – ***Grete****" und alle Mitglieder der Familie von* ***Paul*** *und* ***Gertrud Bahr****, die alle rechts von dem Hochzeits-Paar sitzen oder stehen. Alle übrigen Personen – die wahrscheinlich die Familien der übrigen Kinder von Max und Adelheid Bahr und deren Nachkommen darstellen – kenne ich nicht. Hier würde ich mich zu einer möglichst umfassenden Aufklärung sehr freuen.*
Aus dem Buch von ***Dr. Joachim Gabka*** *„Was ich meinen Kindern noch sagen wollte" – Verlag Frieling & Partner, Berlin, 1996, füge ich den Stammbaum von Max und Adelheid Bahr bei, der alle ihre fünf Kinder benennt und das Schwergewicht auf die Nachkommen der Tochter* ***Lotte Haedicke*** *legt. Dr. Gabka war mit der Max Bahr-Urenkelin* ***Gisela (Isabella) Höldtke*** *verheiratet – also mit einer Cousine von mir.*

Stammbaum Familie Bahr-Haedicke

Max Bahr
1848–1930

Adelheid Bahr
1850–1932

1. Else
1874–1949
Egmont Groß
1868–1949

Käthe
1904–1974

Hellmuth Schwarz
1900–1983

Bruno
1929
Eva-S.
1939

2. Paul
1875–1945
Gertrud Friedrich
1876–1962

3. Margarete
1877–1945

4. Charlotte
1880–1964
Johannes Haedicke
1874–1965

Max
1903–1967

Marga Rüter
1899–1966

Monika
1938

Ruth
1905–1945

Kurt Höldtke
1905–1942

Gisela (Isabella)
1935
Inge
1937
Gerda (Krümel)
1939

Dieter
1913–1942

5. Marianne
1886–1953
Wilhelm Schulze-Bahr
1875–1947

Stammbaum von Max und Adelheid Bahr, der alle ihre fünf Kinder benennt und das Schwergewicht auf die Nachkommen der Tochter Lotte Haedicke legt.

Gut Oberhof – Fotos und Informationen gesucht

Der Oberhof – gelegen oben an der nördlichen Stadtgrenze Landsbergs an der Kladower-Straße – wurde von 1932 bis Sommer 1937 von meinem Vater, Dipl. Landwirt Klaus Bahr, dem ältesten Sohn von Paul Bahr jr., bewirtschaftet. Ich bin dort geboren und habe bis zum Tod meines Vaters auf dem Gut gelebt. Heute steht dort eine „Trabantenstadt“.

Nach der Gründung der Jute-Fabrik in der Brückenvorstadt im Jahr 1903 hat Max Bahr in der Folgezeit u. a. eine Kantine für die Mitarbeiter und ein Kinderheim eingerichtet. Um deren Versorgung abzusichern, wurde das Gut Oberhof und das dazugehörige Vorwerk Berghausen als Basis für die Erzeugung der notwendigen Lebensmittel eingesetzt.
Leider habe ich in den Lebenserinnerungen von Max Bahr hierzu keine Hinweise gefunden.
Ich möchte aber herausfinden, wann genau dieses Gut in den Besitz von Max Bahr kam.
Vielleicht gibt es unter der Leserschaft des Heimatblattes noch die eine oder andere Familie, denen die unten genannten Namen etwas sagen oder sogar noch Nachkommen der Familien, die dort einmal gelebt und gearbeitet haben.
Es würde mich auch sehr freuen, wenn sich noch Fotos vom Oberhof finden lassen.
Ich verbleibe mit besten Grüßen

Jürgen Bahr
78315 Radolfzell am Bodensee
Tel.: 07732 1 36 48
Mobil: 0178 136 48 09
E-Mail: juergen.bahr@binaity.de

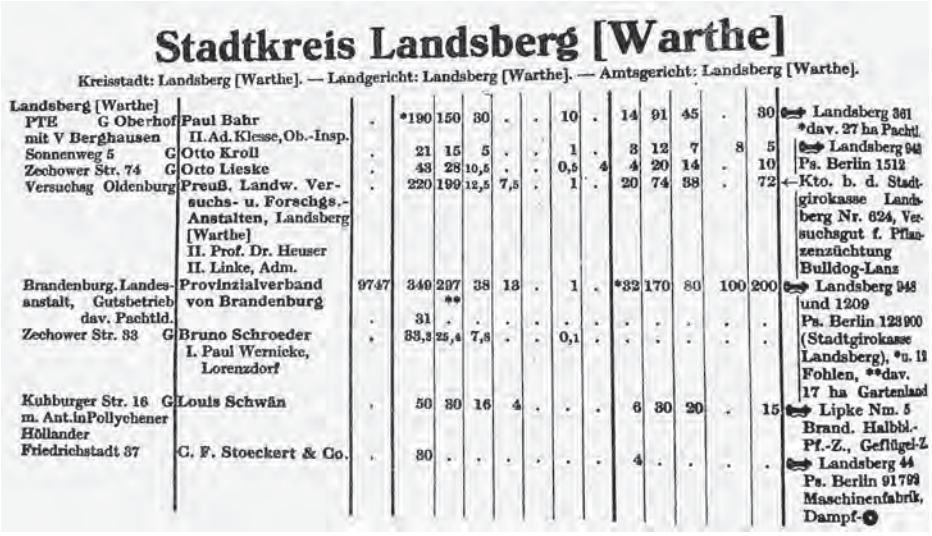
Dazu gibt es bereits folgende Informationen von **Dr. Falko Neininger**:
Im Güter-Adressverzeichnis für die Provinz Brandenburg von 1914 steht noch **Karl Kernein** als Besitzer des Oberhofs.
1923 wird dann erstmalig **Max Bahr** genannt,
1929 war das Gut dann im Besitz von **Paul Bahr**.
Somit hat Max Bahr das Gut zwischen 1914 und 1923 erworben.
Aber wann genau?

Im Landwirtschaftlichen Adressbuch von Niekammer für die Provinz Brandenburg von 1929 ist für das Gut Oberhof mit dem Vorwerk Berghausen Paul Bahr als Besitzer eingetragen.
Außerden wird Administrator Klesse genannt sowie die Oberinspektoren Otto Kroll und Otto Lieske.

Das Adressbuch Landsberg (Warthe) und Bürgerwiesen von 1934 verzeichnet auf S. 91 den „Oberhof, an der Cladowstraße gegenüber der Hintermühle (Bes. Paul Bahr jun., Böhmstraße)“.

Hier werden dann folgende Bewohner aufgeführt:

Diplomlandwirt **Klaus Bahr**
Inspektor **Hans Lorenz**
Vorarbeiter **Jakob Nowicki**
Gespannführer **Karl Götter**
Gespannführer **Wilhelm Kuckel**
Gespannführer **Franz Lemke**
Gespannführer **Fritz Schröder**
Gespannführer **Paul Teschner**
Melkmeister **Johann Schlickeiser**
Arbeiter **Theodor Bürger**
Arbeiter **Roman Hutkiewicz**
Arbeiter **Franz Paruszynski**
Rentner **Friedrich Schröder**
Witwe **Ernestine Bürger**
Ottilie Pohl



Stadtkreis Landsberg [Warthe]

Kreisstadt: Landsberg [Warthe]. — Landgericht: Landsberg [Warthe]. — Amtsgericht: Landsberg [Warthe].

Landsberg [Warthe] PTE G Oberhof mit V Berghausen	Paul Bahr II. Ad. Klesse, Ob.-Insp.	.	*190	150	30	.	.	10	.	14	91	45	.	30		Landsberg 361 *dav. 27 ha Pachtl.
Sonnenweg 5 G	Otto Kroll	.	21	15	5	.	.	1	.	3	12	7	8	5		Landsberg 943
Zechower Str. 74 G	Otto Lieske	.	43	28	10,5	.	.	0,5	4	4	20	14	.	10		Ps. Berlin 1512
Versuchsg Oldenburg	Preuß. Landw. Versuchs- u. Forschgs.-Anstalten, Landsberg [Warthe] II. Prof. Dr. Heuser II. Linke, Adm.	.	220	199	12,5	7,5	.	1	.	20	74	38	.	72	←	Kto. b. d. Stadtgirokasse Landsberg Nr. 624, Versuchsgut f. Pflanzenzüchtung Bulldog-Lanz
Brandenburg. Landesanstalt, Gutsbetrieb	Provinzialverband von Brandenburg	9747	340	297 **	38	13	.	1	.	*32	170	80	100	200		Landsberg 948 und 1209
dav. Pachtld.		.	31	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.		Ps. Berlin 123900 (Stadtgirokasse Landsberg), *u. 13 Fohlen, **dav. 17 ha Gartenland
Zechower Str. 33 G	Bruno Schroeder I. Paul Wernicke, Lorenzdorf	.	33,2	25,4	7,8	.	.	0,1	.	.	.	.	.	.		
Kubburger Str. 16 G m. Ant. in Pollychener Höllander	Louis Schwän	.	50	30	16	4	.	.	.	6	30	20	.	15		Lipke Nm. 5 Brand. Halbbl.-Pf.-Z., Geflügel-Z
Friedrichstadt 37	G. F. Stoeckert & Co.	.	30	.	.	.	.	.	.	4	.	.	.	.		Landsberg 44 Ps. Berlin 91799 Maschinenfabrik, Dampf-

Niekammers Landwirtschaftliches Adreßbuch der Provinz Brandenburg – Auszug aus den Einträgen für den Stadtkreis Landsberg (Warthe).

„Was ich meinen Kindern noch sagen wollte“

Abrechnung mit dem „Tausendjährigen“ Reich

Angeregt durch den Leserbrief von Jürgen Bahr, der als Quelle für den von ihm beigefügten Stammbaum der Familie Max Bahr auf Seite 44 das Buch von Dr. Joachim Gabka „Was ich meinen Kindern noch sagen wollte“ angibt, haben wir das Buch antiquarisch erworben und möchten es hier kurz vorstellen.

Jürgen Bahr schreibt, dass der Autor **Joachim Gabka** mit seiner Cousine **Gisela (Isabella) Höldtke** verheiratet war. Diese Cousine wurde in Landsberg (Warthe) geboren und hat mit ihren Eltern Kurt und **Ruth Höldtke** mehrere Jahre auf dem Gut Oberhof in Landsberg (Warthe) gelebt. Der Leser erfährt viel über das Leben der Max-Bahr-Tochter **Charlotte Haedicke** (Giselas Großmutter) und die unterschiedlichen Lebenswege ihrer Nachkommen.

Klappentext von 1996

Für die junge Generation von heute schreibt der Autor eine Chronik, die die unterschiedlichen Verflechtungen innerhalb einer großen, weitverzweigten Familie mit den historischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts zeigt. Es ist die Darstellung der deutschen Geschichte vom Ersten Weltkrieg bis zum Mauerfall in ihren inneren Zusammenhängen, politischen Irrwegen, ihrer Schuld. Das Buch ist der Versuch, die Verführungsmacht diktatorischer Systeme zu beschreiben, nicht aber die Verführbarkeit eines Volkes zu entschuldigen. Gerade in der heutigen Zeit, in der sich Minderheiten von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppierungen rechts- bzw. linksradikalen Bewegungen öffnen, soll gezeigt werden, welcher Schaden durch fanatische Hinwendung zu Ideologien entstehen kann. Daher spielt der Name von Organisationen keine Rolle! Entscheidend ist, dass jede Art von Rassismus und jede Radikalisierung bekämpft werden muss. Unter dem Schlagwort von „Law and Order“ kann sich keine freiheitlich-liberale Grundordnung entwickeln. Das zeigt die jüngste Geschichte.

Zum Autor

Prof. Dr. Dr. med. Joachim Gabka wurde am 25. Februar 1926 in Berlin geboren. Er wurde mit Spreewasser getauft und blieb sein Leben lang in Berlin. Nach dem Abitur und dem Heeresdienst nahm er sein Studium der Medizin in Rostock und Berlin wieder auf und machte 1951 sein Staatsexamen. Danach begann er seine Facharztausbildung als Chirurg, 1953 absolvierte er sein zahnmedizinisches Staatsexamen und promovierte ebenso wie in der Medizin. 1956 habilitierte er sich und erhielt anschließend einen Ruf nach Kairo, den er jedoch wegen der Suez-Krise nicht antrat, so dass er offiziell nach Westberlin ausreiste. Er wurde dort Oberarzt im Rudolf-Virchow-Krankenhaus und führte später die Abteilung für Kiefer-, Gesichts- und plastische Chirurgie an der Schlosspark-Klinik. Er wurde aufgrund seiner Leistungen – speziell auf dem Gebiet der plastischen Chirurgie – mehrfach ausgezeichnet. Prof. Gabka ist verheiratet und hat vier Kinder. Nach der Veröffentlichung von zehn Fachbüchern schrieb er dieses Werk für seine Kinder.

Joachim Gabka:
Was ich meinen Kindern noch sagen wollte

Frieling Verlag Berlin
ISBN 3-89009-801-0

Wer kann helfen?

Dreschmaschine von Jaehne & Sohn aus Landsberg (Warthe)

Im Jahr 2015 bin ich in Berlin-Britz über eine Jaehne-Dreschmaschine „gestolpert“ (siehe Heft 50, S. 43f.). Ich habe telefoniert, gemailt, geredet und, und, und. Ich habe Interessenten gefunden und wieder viel telefoniert und geredet. Und dann die Enttäuschung: Der Interessent sprang ab. Die Maschine wird von der Witterung jetzt immer stärker „zermürbt“. Ich habe einzelne Teile schon provisorisch mit einer Kordel gesichert. Und nun?

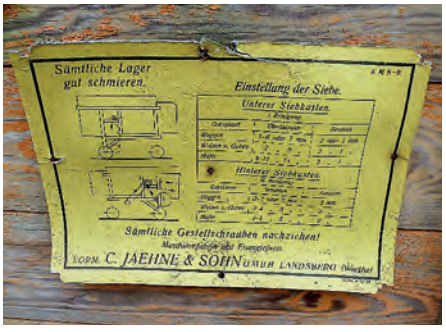
Noch ein Versuch!
Im Heimatblatt (Heft 61, S.76) las ich freudig erregt, dass die vom Verfall bedrohte Villa Jaehne nun endlich saniert werden soll. Könnte hinter der Villa unter einem kleinen Carport die Dreschmaschine nach Landsberg zurückkehren und an die Fabrik Jaehne & Sohn erinnern? Das wäre sehr schön! Vielleicht wäre ein geeignetes Plätzchen für die Ausstellung der Maschine unter einem Carport auch auf dem ehemaligen Fabrikgelände von Jaehne & Sohn zu finden. Auch das wäre doch sehr schön!
Wer kann helfen, wer kennt einen Ansprechpartner, vielleicht den Stadtpräsidenten?
*Können Sie helfen, Herr Stadtpräsident **Jacek Wójcicki**?*
Die Maschine wird vom Museum in Berlin-Britz kostenlos abgegeben.
Die Hoffnung stirbt nie!

Płacz o pomoc!
Młocarnia firmy Jaehne & Sohn z Landsberg (Warthe)
W 2015 roku „natknąłem się” na młocarnię Jaehne w Berlin Britz (patrz numer 50, s. 43 i nast.). Od tego czasu szukałem kogoś zainteresowanego. Maszyna jest teraz coraz bardziej „zużyta” przez pogodę. Poszczególne części już tymczasowo zabezpieczyłem sznurkiem. I teraz?
Jeszcze jedna próba!
W Heimatblatt (nr 61, s. 76) przeczytałem, że Villa Jaehne powinna być teraz odnowiona. Czy młocarnia może wrócić do Landsberga pod małą wiatą za willą i przypominać fabrykę Jaehne & Sohn? To byłoby bardzo miłe!
Być może odpowiednie miejsce na wystawę maszyny byłoby również znaleźć pod wiatą na terenie dawnej fabryki Jaehne & Sohn. To też byłoby bardzo miłe!
Kto może pomóc, zna osobę kontaktową?
Czy może Pan pomóc, burmistrzu **Jacek Wójcicki**?
Maszyna jest udostępniana bezpłatnie przez muzeum Berlin Britz.
Nadzieja nigdy nie umiera!

Klaus-Dieter Gentzow
Bernsteinring 57, 12349 Berlin, Tel.: 030/742 90 63

Der Dreschkasten der Firma Jaehne aus Landsberg (Warthe) im Jahr 2015, als er von unserem Leser auf dem Gutshof Schloss Britz in Berlin entdeckt wurde.

Im Jahr 2020 ist deutlich zu sehen, dass der Verfall fortschreitet und dringend etwas zur Rettung der Maschine unternommen werden muss.



Die Original-Gebrauchsanleitung befindet sich noch heute an der Dreschmaschine.

Wer kannte den Förster Hermann Schröder aus Morrn?

Guten Tag Frau Busse, guten Tag Frau Lüders,

mein Name ist Helge Kipp (Jahrgang 1968) und ich bin der Urenkel des Försters Hermann Schröder, der sein Forsthaus in Morrn im Kreis Landsberg an der Warthe gehabt haben soll. Im Zuge meiner Familienforschung versuche ich, weitere Informationen über ihn herauszufinden. Über das Internet habe ich das Heimatblatt Landsberg gefunden, dem ich Ihre E-Mail-Adresse entnommen habe. Sehen Sie irgendeine Möglichkeit, Näheres über meinen Urgroßvater und das damalige Forsthaus in Morrn herauszufinden?

Dies sind die Daten, die ich kenne:

***Hermann Schröder**, Förster*
** 24.06.1887; † 07.01.1931 in Morrn, Kr. Landsberg (Warthe)*
*∞ **Elisabeth Anne Auguste Paech***

Eltern von Hermann Schröder waren:
***Friedrich Schröder**, Hegemeister*
** Rositten / Ostpreußen; † Schweinert, Kr. Schwerin (Warthe)*
*∞ **Henriette Kassner***

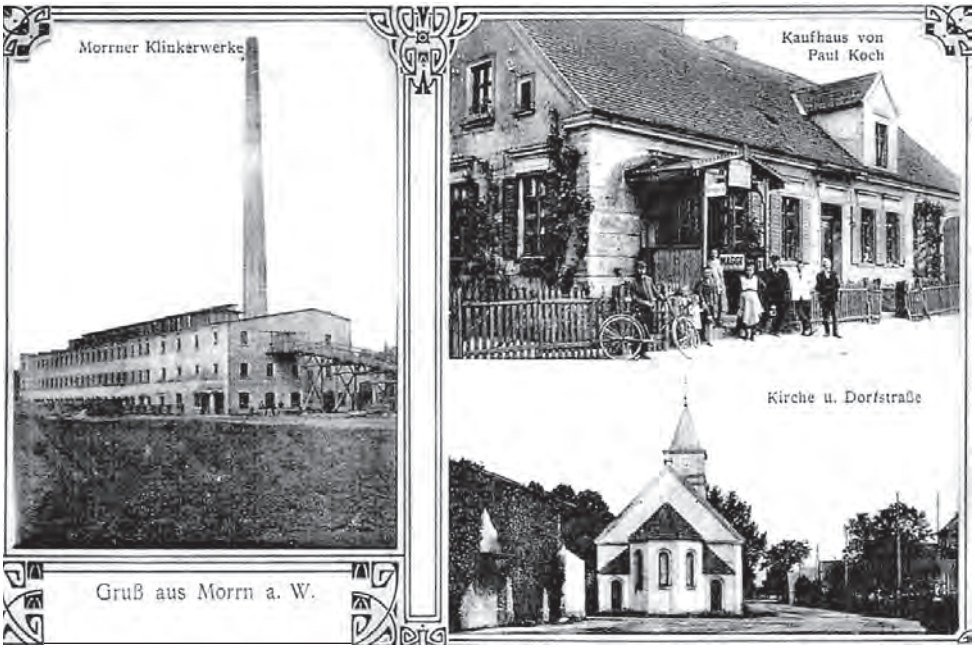
Kinder von Hermann Schröder und Elisabeth:
***Walter Schröder** und*
***Ilse Helga Schröder**, meine Großmutter mütterlicherseits, † 1994*
*∞ **Dr. Gerhard Rottsahl** aus Neuruppin, † 1973*

*Tochter **Karin**, meine Mutter*

Nach dem Krieg lebte die Familie in Hamburg. Soweit ich weiß, unterhielt meine Großmutter noch eine Zeitlang Kontakte zu Menschen aus der Region Landsberg an der Warthe und hatte damals auch das Heimatblatt abonniert. Das Forsthaus in Morrn muss seinerzeit auch Ausbildungsbetrieb für Forstlehrlinge gewesen sein, wie mir meine Großmutter Ilse erzählte. Außerdem soll an dem Forsthaus ein Walnussbaum gestanden haben; meine Großmutter erzählte mir, wie sie als Kind erlebt hatte, wie die Nüsse im Herbst immer auf das Dach klackerten. Gibt es unter den Lesern irgendjemanden, der mit diesen Informationen etwas anfangen und mir weiterhelfen kann? Über eine Rückmeldung würde ich mich in jedem Falle sehr freuen.

Bis dahin verbleibe ich mit freundlichen Grüßen

Helge Kipp
Von-Twickel-Straße 52
48727 Billerbeck
E-Mail: helgus.alces@gmx.de



Wo ist Familie Glaser?

Die jüdische Kaufmannschaft in Landsberg (Warthe)

Hartmut Meyer-Ohrt*

Ausgelöst durch den Artikel von Dr. Magdalena Abraham-Diefenbach im Heimatblatt Nr. 61 erinnerte ich mich an Unterlagen und umfangreiche Korrespondenz in meinem persönlichen Archiv, die Bezug auf die Jahre ab 1927 auf die Geschehnisse in Landsberg (Warthe) und die Lebensumstände der jüdischen Kaufmannschaft bis zum bitteren Ende nehmen.

PHOTO-MEYER
Inhaber: Albert Meyer
Spezial-Handlung
Photo Kino Projektion
Bank-Konten:
Kreissparkasse Landsberg (W.)
Girokonto 913
Stadtsparkasse Landsberg (W.)
Girokonto 875
Postscheck-Konto: Berlin 942 73
Fernruf 2286
Landsberg (Warthe), den 1. 4. 43
Richtstraße 26
Postschließfach 125

Briefkopf der Firma Photo-Meyer Landsberg (Warthe).

Mein Vater **Albert Meyer** machte sich 1925 in Landsberg (Warthe) selbstständig mit der Firma „Spezialhandlung für fotografische Artikel“. Dazu gehörten Fotoapparate, Filmkameras, Projektoren, Leinwände, Zubehör, verbunden mit Dienstleistungsbezug für Industrie und Handel. Insbesondere gehörten auch die Anfertigung von Reproduktionen von Urkunden, Vervielfältigungen von privatem Bildmaterial, Zeichnungen etc. dazu. Es gab noch keine Fotokopiermaschinen! Alles musste per Hand oder Schreibmaschine als „ABSCHRIFT“ gekennzeichnet und wenn gefordert, unter Umständen von einem Notar oder einer amtlichen Behörde als korrekt bestätigt werden. Bildmaterial, Urkunden etc. mussten eben reproduziert, also abfotografiert werden. Das war aufwendig. Photo-Meyer machte es in einem kleinen Laden, mit einem Schaufenster in der Richtstraße 26 in exponierter Lage in Landsbergs Hauptgeschäftsstraße, gegenüber vom Haupteingang zum Kaufhaus **Bornmann** und einen „Steinwurf“ entfernt zum Hauptpostamt. Die Fotobranche nahm eine rasante Entwicklung. Auch für den so genannten „kleinen Mann“. Nicht zuletzt ausgelöst durch das amerikanische Unternehmen KODAK mit der Box für fünf Mark und dann die deutsche AGFA. Jeder wollte fotografieren. Freunde, die Familie, Eindrücke von Reisen mit KdF, „Kraft durch Freude“, dies alles sollte im Bild festgehalten werden. Zwei Häuser weiter von Photo-Meyer besaßen **Bruno** und **Gertrud Glaser** in der Richtstraße 30 ein Wohn- und Geschäftshaus. Von hier aus betrieb Bruno Glaser eine Großhandlung mit Lager für Schuhmacher-Bedarfsartikel, aber insbesondere für Lederrohware, also so genannte Coupons von Chevreau, Boxcalf, Bodenleder etc.,

Ladengeschäft von Albert Meyer (Richtstraße 26) in der Nachbarschaft zu Bruno Glaser.

Schaufenster der Firma Lederlager Bruno Glaser in der Richtstraße 30.

en bloc für die produzierende Industrie im großen Umkreis von Landsberg (Warthe). Das war jahrzehntelang so. Die etablierte Kaufmannschaft kannte sich selbstverständlich untereinander. Dass jüdische Unternehmen darunter waren, fiel allenfalls erst ab 1933 auf, in Landsberg (Warthe) besonders zögerlich. Sicherlich, viele Geschäfte verschwanden oder bekamen plötzlich einen anderen Namen. Man wunderte sich. Waren das Juden? Wenn man nachdachte, trugen Papier **Cohn** und auch Juwelier **Cohn**, **Rosenthal** jüdische Namen, wie auch die Gebrüder **Landsheim**, deren Geschäft nun plötzlich Textilhaus Wecke hieß und aus Papier Cohn wurde Max Selkes und so wurden auch die Namen **J. Lewinson Söhne** umbenannt. Das war schon schwieriger bei den Namen **Nossek** oder Zahnarzt **Artur Neuweg**, Schuhfabrik **Gerhard Lemke**, Buchhandlung **Leuckart** und andere. Es wurde arisiert, wie man es so „schön" nannte. Für mich, dem jüngsten Sohn von Photo-Meyer, lagen all diese Geschäfte auf meinen verbummelten Fußwegen durch die gesamte Richtstraße vom Mühlenplatz über den Marktplatz, zur Marienkirche, zum Paradeplatz, bis zu meiner uralten Volksschule in der Zechower Straße und damit gut bekannt. Natürlich nur unter den neuen (arisierten) Namen. Ich musste immer laufen (1941 bis Weihnachten 1944). Heute wird die Jugend von besorgten Müttern mit dem Auto gefahren.

Erste Kontaktaufnahme

Nachbar Bruno Glaser sprach über die Vermittlung von **Oskar Brandt**, Schuhbesohlanstalt „Rekord", Luisenstraße, meine Eltern im Jahr 1935 zuerst an, berichtete von zunehmenden Schwierigkeiten und Anfeindungen, von Überlegungen, gemeinsam mit der Berliner Verwandtschaft auszuwandern. Sie boten meinen Eltern den Kauf ihres Grundstücks in der Richtstraße 30 an. Es sollte aus gutem Grund nicht sonderlich bekannt werden, obwohl in dieser Zeit Verkäufe noch rechtlich „zivilisiert" abliefen. Der Verkauf des umfangreichen Warenbestandes machte Probleme. Geld war knapp, die Arbeitslosigkeit immer noch hoch. Der Käufermarkt lustlos. Meine Eltern waren sehr interessiert, zumal ihr kleiner Laden schon lange den erforderlich gewordenen Raumbedarf sprengte. Man verhandelte. Glasers zogen ihr Angebot wieder zurück. Sie konnten sich nicht entschließen. Auslöser dafür mag gewesen sein, dass sich die politische Situation durch die Planungen zu den Olympischen Spielen entschärft zu haben schien. Die Fotogroßindustrie hatte den Fachhandel 1936 zu den Olympischen Spielen nach Berlin eingeladen und **Leni Riefenstahl** zur Verkaufsunterstützung engagiert. Selbst meine Eltern kamen begeistert zurück. Ein Ereignis des Jahrhunderts. Das dritte Reich hatte sich gemausert, „wir sind wieder wer". Sie hatten es miterlebt, wie begeistert das Volk und auch die Ausländer waren. Und das mit den Juden, das hatte sich beruhigt. Davon war in Berlin nichts zu sehen und nichts zu hören. Das waren wohl anfängliche „Kinderkrankheiten" der Nationalsozialisten. Es konnte auch gar nicht anders sein, was würde sonst das Ausland nach diesem Ereignis sagen? Die kritischen Stimmen wurden weniger, die jüdische Bevölkerung atmete auf. Leider war das Wunschdenken. Die Situation verschärfte sich bald wieder. Die Diskriminierung, die Boykottaufrufe für jüdische Geschäfte und Waren verstärkten sich erheblich. Man wollte die rund 500.000 deutschen Juden zur freiwilligen Auswanderung zwingen, möglichst unter Zurücklassung ihres Vermögens.

Die Situation spitzt sich zu

Im Herbst 1937 kamen Glasers erneut zu meinen Eltern mit der Frage, ob sie das Angebot zum Kauf des Hauses noch aufrechterhalten. Die Gestapo in Frankfurt (Oder) hatte die Überweisung der Schulgelder für ihre beiden Töchter gesperrt und gleichzeitig der Landsberger Polizei mitgeteilt, dass sie auf diese Weise die Auswanderung der Familie beschleunigen wolle. Der jüngste Sohn Horst besuchte das Gymnasium in Landsberg, was gerade noch toleriert wurde. Nun musste alles schnell gehen. Man wurde sich einig. Der Kaufvertrag wurde vom Rechtsanwalt und Notar **Gerhard Weigang** aus steuerlichen Gründen auf den 31. Dezember 1937 gelegt. Käufer Photo-Meyer konnte eine Hürde für Glasers nehmen, sie brauchten den Kaufpreis in bar, also ohne Belastungen, Hypotheken für ihre Auswanderungspläne. Das konnte zu dieser Zeit noch vom Notar Weigang über den Landsberger Creditverein „arrangiert" werden. Durch die strikte Devisenbewirtschaftung und drastische Einschränkungen der geschäftlichen Aktivitäten für die jüdische Bevölkerung wäre das spätestens nach der so genannten „Reichskristallnacht" am 9. November 1938 nicht mehr möglich gewesen. An diesem Tag brannte der Judentempel in der Landsberger Baderstraße. Die Feuerwehr löschte lustlos den 1854 im byzantinischen Stil errichteten Tempel. Die Front des Gebäudes blieb stehen mit der hebräischen und gleichzeitig deutschen Inschrift:
„Mein Haus soll ein Bethaus sein für alle Völker".
Glasers hatten Landsberg bereits am 5. Januar 1938 mit Sohn Horst verlassen. Erst einmal nach Berlin-Charlottenburg zur Verwandtschaft. Die beiden Töchter Ruth und Ursula wurden auf ein Landschulheim nach Florenz gebracht. Hier unterrichtete der preußische Ministerialrat **Dr. Robert Kempner** vom preußischen Innenministerium, den Hermann Göring gleich 1933 entlassen hatte und der hierher geflüchtet war. Kempner wurde später als stellvertretender Ankläger bei den Nürnberger Prozessen bekannt.

Jeder kämpft für sich allein

Die Verbindung zur Familie Glaser verlor sich zwangsläufig. Nach der Vertreibung im Sommer 1945 und Zwischenstationen in Berlin, in der so genannten Ostzone (Altmark) und Republikflucht über die Elbe, fand die Familie Meyer mit der Rückkehr meines Vaters aus englischer Kriegsgefangenschaft (Ägypten) Ostern 1949 wieder zueinander: In Westdeutschland, in Hamburg während der Berlin-Blockade. Aus PHOTO-MEYER in Landsberg (Warthe) wurde DROGERIE MEYER in Hamburg. Endlich wurde am 14. August 1952 das Lastenausgleichsgesetz für die drei Westzonen in Bonn verabschiedet. Nun sollten die über den reinen Hausrat hinausgehenden Vermögensverluste, also Grundbesitz, Geschäftsbesitz, Bankguthaben etc. entschädigt werden, soweit sie nachgewiesen werden konnten. Frist für die Anträge war der 31. März 1954. Der bürokratische Aufwand für die Beschaffung von Unterlagen, Eidesstattlichen Erklärungen, Erstellung von Bilanzen aus der Erinnerung heraus, Auflistung von Einrichtungsgegenständen, Bildmaterial, Bestätigungen von betriebsfremden Handwerkern, die ausfindig gemacht werden mussten, war unglaublich. Ich beschaffte mir im Jahr 2001 für meine Familienchronik von den in Bayreuth von Lastenausgleichsämtern Hamburg ausgelagerten Anträgen, Dokumenten und Bildmaterial Fotokopien. Die Originale werden nicht herausgerückt. Ich machte rund 450 Kopien. Alle behördlich durchnummeriert. Meine Eltern hatten ein Riesenglück, dass fast alle Unterlagen, Grundbuchauszüge, Hypothekenfreiheit, Versicherungspolicen, Sparbücher, Giro- und Postscheckkonto-Auszüge gerettet waren. Sie hatten allen erlittenen Plünderungen widerstanden. Was sollten die Befreier damit auch anfangen. Offenbar wurden die Anträge von Photo-Meyer 1957 bearbeitet. Meine Eltern erhielten die Hiobsbotschaft, es müsse nachgewiesen werden, dass das Grundstück in Landsberg nicht aus jüdischem Besitz stammt. Das war aber nun die Richtstraße 30, Vorbesitzer Familie Glaser. Wie man beim Lastenausgleichsamt Hamburg-Nord auf diese Tatsache gekommen war, blieb ein Rätsel, denn der Name Glaser wies nicht notwendigerweise auf einen jüdischen Vorbesitzer hin und die Vornamen Bruno und Gertrud geb. Händel schon gar nicht.

Photo-Meyer ist in die größeren Geschäftsräume in die Richtstraße 30 umgezogen.

Wo ist Familie Glaser?

Was nun? Was war aus Familie Glaser geworden? Haben sie überlebt, haben sie Deutschland noch rechtzeitig verlassen können? Wie würden sie reagieren, wenn man sie irgendwo auf der Welt fände? Sie könnten verbittert sein und meinen Eltern unehrenhaftes Verhalten oder Zwangsenteignung oder ähnliches anhängen. Es wäre nach allem Geschehenen menschlich verständlich gewesen. Im großen Bekanntenkreis meiner Eltern wurde herumgefragt, ob jemand etwas über Glasers weiß. Niemand wusste etwas! Meine Eltern versuchten, ehemalige jüdische Mitbürger ausfindig zu machen, in der Annahme, Emigranten halten Kontakt mit anderen Leidensgenossen. Kurz: über **Elise Gäbel**, Nenntante von mir (Tante Lieschen), sie war über 18 Jahre Prokuristin bei Gerhard Lemke (Schuhfabrik Lemke) bis zur Liquidierung, erhielten wir über **Lemke jr.** in Long Beach eine Adresse von Familie Glaser in Riverside, Kalifornien. Mein Bruder Ulrich, Wirtschaftsprüfer und Steuerberater, nahm unseren Eltern den Arbeitsaufwand ab. Er schrieb an die angegebene Adresse der Glasers in Riverside. Das wohl am 22.11.1957. Die Antwort kam unglaublich schnell, das Antwortschreiben ist auf den 25.11.1957 datiert. Sie spricht für sich selbst. Und ist im Anschluss auf den Seiten 52 und 53 zu lesen.

Ein Brief macht Furore

Der Brief von Bruno Glaser machte im Lastenausgleichsamt Hamburg-Nord Furore. Der Beamtenschaft war solch eine Bestätigung bislang nicht untergekommen. Man verzichtete auf eine Eidesstattliche Erklärung. Bruno Glaser erinnerte meine Eltern, dass rund 10.000 RM in bar „schwarz“ geflossen seien, für Büroeinrichtung, Einbauten etc. Mit Bruno Glaser entwickelte sich danach ein reger Briefwechsel. Er ist erhalten geblieben. Ich zähle 33 handgeschriebene DIN A4-Briefseiten. Ein zeitgeschichtlicher Fundus. Leider gibt es keine Kopien von der an ihn von meiner Familie (hauptsächlich von meiner Mutter Olla) gerichteten Korrespondenz. Meine Eltern erhielten frische Datteln aus Kalifornien; Lübecker Marzipan und Pfefferkuchen wurden zurückgeschickt. Alles war von Landsberg und Umgebung betroffen, die Heimat, die ehemalige Kundschaft, die Schicksale und das alles ohne Bitterkeit. Es fehlte auch nicht an Dankbarkeit für uneigennützige Hilfestellungen, die für die Betroffenen nicht ungefährlich waren (siehe Literaturtipp Seite 54, d. Red.). Bruno Glaser muss Anfang/Mitte der 60er Jahre verstorben sein. Es gab noch einmal eine kurze Verbindung zu seinem Sohn **Horst Glaser**, Professor für Zoologie an der Uni Gießen, vermutlich dort als Gastprofessor.

Aber, alles tempi passati!

Vielleicht gibt es Leserinnen oder Leser, die zu dem hier vorgegebenen Thema Erinnerungen, Ergänzungen, vergleichbare Erfahrungen oder Namen beisteuern können.

**Hartmut Meyer-Ohrt ist Jahrgang 1935, er lebte mit seiner Familie bis 1945 in Landsberg (Warthe), heute lebt er in Hamburg. Die Redaktion plant, mit Hartmut Meyer-Ohrt ein Interview zu führen, sobald Corona ihre Einwilligung dazu erteilt.*

103 96

Riverside den 25. Nov. 1957.

Frei- und Hansestadt Hamburg
Bezirksamt Nord
Ortsamt
– Ausgleichsamt –
Tag: 3. DEZ. 1957

Dipl.-Kfm. Ulrich & H. Meyer

Sehr geehrter Herr Meyer

Ihren Brief v. 22.11.57. bestätigend, will ich Ihnen gern bestätigen daß der Verkauf meines Grundstückes in Sandsberg Wathe Richtbrame 30 freiwillig ohne jeden Druck Ihrer Eltern, es war wohl Ende des Jahres 1937 für die Summe von ~~ca. 37000~~ 34000 Mark erfolgt ist, die Papiere sind verloren, da unser Hab in Hamburg durch die Kriegshandlungen verloren ging, wir wanderten Oktober 1939 von Berlin nach den U.S.A. aus, der Verkauf erfolgte ordnungsgemäß, es ist mir noch einigermaßen im Gedächtnis, daß die Zahlung Ihrer Eltern wohl an den Sandsberger Kreditverein, auf unser Konto bei dieser Bank erfolgte, Sie wollen mir demnach ein dementsprechendes Schreiben einsenden, welches ich unter eidlicher Unterschrift (eingeschworen) an Sie zurücksende, ich nehme an, daß dies den dortigen Gesetzen entspricht und in Ordnung geht.

Wie machen Ihre Eltern und wo leben dieselben? es ist alles so tragisch, Ihr Vater war seinerzeit etwas bekleidend, Ihre Eltern hatten enge Freundschaft mit Herrn Brand Luisenstr. (Record Versicherungsanstalt, N Wir lie

2487

Der Antwortbrief der Familie Glaser aus Riverside, Kalifornien.

104 47

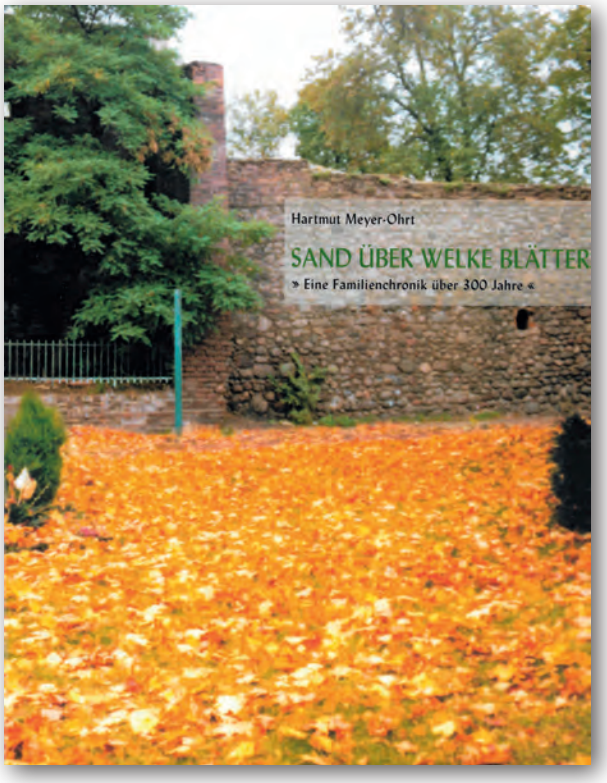
bis in die letzten Tage ein guter Kunde von mir, denn
ich hatte in der Stadt und im weiteren Umkreise, eine
treue gute Schuhmacherkundschaft und ich hätte gern
noch nachträglich, von diesen mir treuen Menschen
etwas gehört, wie es ihnen ergangen ist. Grüßen Sie bitte
Frl. Elise Häbel von mir, ich kann mich kaum mehr
besinnen wer sie ist es sind 20 Jahre vergangen, seit meinem
Abgang aus Landsberg. Für die Teilnahme, an dem
Ableben meiner Frau danke ich Ihnen, meine Frau
war eine geborene Landsbergerin und sehr bekannt
& beliebt. Meine drei Kinder haben sich hier gut eingelebt, meine beiden Mädels sind in Los Angeles verheiratet, mein Junge als jüngster unverheiratet
lehrt at one of the world's greatest Universities –
– the University of California Berkeley. Glauben Sie
mir, ich denke noch oft an früher zurück, denn
es war ein Stück Heimat für mich, in glücklichen
Zeiten mit meiner Frau vereint. Hier in Westen
der Staaten lebt es sich auch gut, der Lebensstandard
ist ein hoher, da dieses Land den Menschen mehr Möglichkeiten bietet. Das Klima ist warm, das ganze Jahr Tomaten, Früchte, die Trauben mit Palmen umsäumt.
Nun grüßen Sie Ihre Eltern von mir und senden
Sie den Vordruck für meine Unterschrift
Hochachtend
Bruno Glaser

2488

Sand über welke Blätter

Eine Familienchronik über 300 Jahre

Hartmut Meyer ist der jüngere Sohn von Olla und Albert Meyer. Albert Meyer stammte aus Schneidemühl und hatte sich 1925 mit einem Photo-Spezialgeschäft in Landsberg (Warthe) selbstständig gemacht. Seine Frau Olla, eigentlich Olga, eine geborene Schindel, kam mit ihrer Familie aus Freudenfier bei Deutsch Krone. Die Familie hatte über Generationen eine Odyssee durch Europa hinter sich. Begonnen hat alles zur Zeit des 30-jähriges Krieges in der Ganerbschaft Bechtolsheim (heute Rheinhessen). Getrieben von den Verwüstungen der Kriege und dem Ruf Katharinas der Großen gab es immer wieder Überlegungen, auszuwandern. Doch erst drei Generationen später machten sich die Nachkommen von Stammvater Theobald Schindel, Konrad Schindel mit Familie, 1783 auf den Weg nach Galizien. Spätere Stationen sind 1862 Wolhynien, 1907 die russische Ostseeprovinz Kurland, 1919 zurück ins Reich nach Freudenfier. Dies nicht etwa, weil die Schindels so reisefreudig waren, sondern weil die geschichtlichen und politischen Verwerfungen die Familie immer wieder zum Aufbruch zwangen. Mit Fleiß und Beharrlichkeit hatten Olla und Albert Meyer es in Landsberg (Warthe) zu Wohlstand und gesellschaftlicher Anerkennung gebracht. Bis es 1945 wiederum hieß: Rucksäcke packen, das Heim, die Stadt, das Land verlassen. Hartmut Meyer hat die Chronik seiner Familie in einem Buch „Sand über welke Blätter“ verarbeitet. Das Buch umfasst 500 Seiten, davon sind rund 150 Seiten der Zeit in Landsberg (Warthe) gewidmet. Das Buch ist nicht bloß eine Familiengeschichte, es ist gleichzeitig ein Geschichtsbuch und ein Sittengemälde. Es liest sich spannend wie ein Krimi und amüsant wie ein Roman. Man kann beim Lesen staunen, nachdenklich werden, lachen und weinen.



Das Buch „Sand über welke Blätter“ von Hartmut Meyer-Ohrt erhalten Sie vom BMO-Verlag Hamburg zum Preis von 21, 90 Euro.
www.bmo-verlag.de

Der Autor Hartmut Meyer-Ohrt erhielt im August 2007 für seinen Beitrag „Quo vadis Landsberg“, Teil aus seinem Gesamtwerk „Sand über welke Blätter“, in Polen einen Literatur-Ehrenpreis verliehen. Die finanzielle Ausstattung des Preises wurde vom Autor an die Bundesarbeitsgemeinschaft für deutsch-polnische Aussöhnung weitergereicht.

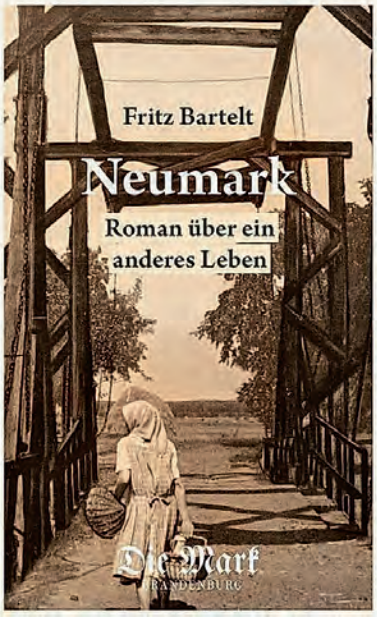
„Neumark“

Eine bemerkenswerte Veröffentlichung

Im Verlag „Die Mark Brandenburg“ erschien 2018 ein Buch des Autors Fritz Bartelt, das den Titel trägt „Neumark – Roman über ein anderes Leben“. Der Rezensent hat diese Veröffentlichung mit großer Aufmerksamkeit und Anteilnahme gelesen. Er stammt selbst aus Landsberg (Warthe), wurde dort 1934 geboren und hat in seinen Kinderjahren bis 1945 natürlich längst nicht alles, aber doch so manches aus der damaligen Zeit miterlebt. Nach späterer, bis heute betriebener Beschäftigung mit seiner Heimatstadt kann er mit Fug und Recht sagen, dass er mit dem Buch von Fritz Bartelt ein wahrheitsgemäßes, detailreiches und berührendes Werk zur Kenntnis nehmen konnte, dass viel mehr als nur ein Roman ist. Da erscheint es verwunderlich, dass sich rund 2 1/2 Jahre nach dem Erscheinen dieses Buches kaum Rezensenten gefunden haben, obwohl es vielerlei Anregungen zum Lesen und Weiterempfehlen verdient hat.

Aber – Einhalt: Es gibt nach bisheriger Kenntnis des Rezensenten zwei Buchbesprechungen. Die erste erschien von einem Johannes Geißler bereits im Februar 2019, ausgerechnet in der „Jungen Freiheit“, einem politisch rechten Journal. Diese Rezension wird dem Anliegen des Buches von Bartelt in keiner Weise gerecht. Mit ihr wird das Anliegen des Autors und seine historisch begründete Darstellung verwässert. Es geht doch nicht einfach darum, wie in dieser Zeitung zu lesen, „einen Teil des alten deutschen Ostens lebendig zu machen, der im Gegensatz zu Ostpreußen oder Schlesien als Verlust- und Sehnsuchtsort im kollektiven Gedächtnis … eine untergeordnete Rolle spielt“. Es handelt sich doch nicht nur um ein bloßes, rückwärtsgewandtes Heimatbuch, das uns einen „Blick auf die Zeitläufe – besonders hinsichtlich der beiden Totalitarismen auf deutschem Boden im 20. Jahrhundert“ verschafft. Die Zeit des Nationalsozialismus ist nicht einfach mit nachfolgenden gesellschaftlichen Entwicklungen zu vergleichen. Was sich in den dreißiger und vierziger Jahren in Landsberg und in ganz Deutschland zugetragen hat, ist mehr als nur eine „Ideologisierung des Alltags“, deren konkrete Folgen in der Rezension ausgespart werden.

Wesentlich deutlicher wird da schon eine zweite, nur zehnzeilige Kurzbewertung des Buches von Bartelt auf „Amazon.de“ vom 12.02.2021. Unter der Überschrift „Eine Geschichte zum Verständnis der Gegenwart“ hebt dort der Leser Ludvik Magnusson hervor: „Die Mittel erschrecken, denn sie heißen Angst bis zur Hysterie, Ausgrenzung anders Denkender, geforderte und willig betriebene Denunziation, systemisch immer gleichgeschaltetere Presse, schließlich Berufsverbote, Kontaktverbote, Lager, Folter …“



Fritz Bartelt:
Neumark.
Roman über ein anderes Leben.
Die Mark Brandenburg –
Verlag für Regional- und Zeitgeschichte, Berlin 2019,
broschiert, 450 Seiten, 18 Euro
ISBN 978-3-910134-93-5.

Dem Schreiber der hier vorliegenden Bemerkungen zum „Neumark“-Buch kommt es darauf an, seine eigenen Empfindungen beim Lesen darzustellen. Beeindruckend ist die Verbindung von romanhaften Elementen mit objektiven eigenen Erfahrungen und historischen Zeitdokumenten bei der Fixierung der Lebensentwicklung des Korrespondenten des „Landsberger General-Anzeigers“ Maximilian Bütow, seiner Familie und der Menschen seines engeren Umfeldes. Wir haben es mit einem aufrichtigen Buch zu tun, das der Wahrheit verpflichtet ist und menschliche Widersprüche und Konflikte überzeugend und schonungslos nahebringt. Es ist viel mehr als eine einfache Familiengeschichte auf historischem Hintergrund. Es ist ein Buch zur Entlarvung des deutschen Nationalsozialismus, ein Buch gegen den Antisemitismus und ein erschütterndes Werk gegen den Krieg!

Die oben erwähnten Zeilen von Ludvik Magnusson enden mit zwei Sätzen, die man wohl nur unterstreichen kann: „Dieses Buch hilft einerseits beim Verstehen der damaligen Zeit. Andererseits macht es Sorge, denn das Prinzip funktioniert rasend schnell und wir können es schon wieder voller Schrecken beobachten.“

Es ist nur zu wünschen, dass möglichst viele Menschen aus den inzwischen drei Generationen, die nach 1945 geboren sind, dieses „Neumark“-Buch kennenlernen und es als eine Mahnung verstehen. Die Worte von Berthold Brecht aus seinem Stück „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturi Ui“ von 1941 haben immer noch oder schon wieder Gültigkeit:

„Ihr aber lernet, wie man sieht, statt stiert
Und handelt, statt zu reden noch und noch.
So was hätt‘ einmal fast die Welt regiert!
Die Völker wurden seiner Herr, jedoch
Dass keiner uns zu früh da triumphiert –
Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“

Joachim Gasiecki

Wilhelm Meydam

Ein Landsberger Kommunalpolitiker des 19. Jahrhunderts

Prof. Dr. Joachim Gasiecki*

Der Jurist und Politiker im kommunalen und im Landesbereich der Provinz Brandenburg, Wilhelm Eduard Leopold Meydam, nach dem später auch eine Straße in Landsberg (Warthe) benannt wurde, gehört zu den Persönlichkeiten, die über viele Jahre in der Stadt wirkten.

Wilhelm Meydam studierte Kameral- und Rechtswissenschaften an der Universität Breslau. Bild: Wikipedia

Er kam am 10.12.1821 in Crossen an der Oder als Sohn eines Posthalters zur Welt, der dort eine private „Posthalterei“ unter sich hatte und mit der preußischen Post vertraglich zum Pferde- und Wagenwechsel verpflichtet war. Ob, wie häufig üblich, zu der Posthalterei auch ein Wirtshaus mit Übernachtungsmöglichkeit gehörte, können wir hier nicht sagen. Fest steht, dass es sich bei den Posthaltern meist um gut situierte Bürger handelte.[1] In Breslau absolvierte 1839 Wilhelm Meydam das Maria-Magdalenen-Gymnasium, um anschließend Kameral- und Rechtswissenschaften an der Universität Breslau zu studieren, die erst 1811 durch eine Zusammenlegung der Brandenburgischen Universität Frankfurt/Oder mit der Breslauer Jesuitenhochschule „Leopoldina“ entstanden war. Als „stud. jur. et cam.“ lag sein Schwerpunkt auf der Staatswirtschaftslehre. Unter Kameralistik als deutsche Variante des Merkantilismus wurden diejenigen wissenschaftlichen Disziplinen verstanden, die dem „Kammerbeamten“ sein notwendiges Wissen für die Verwaltungstätigkeit im absolutistischen Staat vermittelten. Dazu gehörten besonders Kenntnisse zur Förderung der Wirtschaft und Entwicklung des allgemeinen Volkswohlstandes sowie zur Gewährleistung der inneren und äußeren Sicherheit im Staat. Der Sache nach handelte es sich bei der Kameralistik um einen Vorläufer der späteren Staatswissenschaften.[2] Während seines Studiums wurde Meydam Mitglied der 1817 gegründeten Breslauer Burschenschaft, die seit etwa 1830 die „Raczeks“ genannt wurde, nach dem Lokalbesitzer, bei dem ihre Zusammenkünfte stattfanden. Die Zugehörigkeit zu dieser Burschenschaft war ein lebenslanger Bund, dem man nach der Studienzeit als „Alter Herr“ angehörte. Die „Raczeks“ waren eine „pflichtschlagende Verbindung“, die das Fechten in der Mensur zwingend vorschrieb. Die Burschenschaft bildete sich in Anlehnung an die Ideen der Befreiungskriege, wobei sich Deutschtümelei, übersteigerter Patriotismus und Nationalismus im Laufe

Das Wappen der Breslauer Burschenschaft „Raczeks“, deren Mitglied Meydam als Student geworden war. Bild: Wikipedia

1 In der Wikipedia-Internetseite zu Wilhelm Meydam wird dessen Vater als „Postkommissar“ in Crossen angegeben. Dies kann jedoch nicht bestätigt werden. Engelien/Hennig sprechen in ihrer „Geschichte der Stadt Landsberg“, noch relativ zeitnah, 1857 von einem „Posthaltereibesitzer in Crossen“. Bisher konnten wir dazu noch keine näheren Informationen auffinden.

2 Ein jüngerer Bruder von Wilhelm Meydam, wir kennen noch nicht seinen Vornamen, wahrscheinlich geboren 1825, ebenfalls in Crossen, trat in die Fußstapfen seines älteren Bruders und studierte ebenfalls Jura. Er wurde als „Rechtskandidat“ 1852 zum Auskultator beim Appellationsgericht Frankfurt/Oder, im März 1855 zum Referendar und schließlich im September 1858 zum Gerichtsassessor ernannt. Mit Beginn des Jahres 1861 wurde er bei der Kreisgerichtskommission Liebenrose als Kreisrichter eingesetzt. Im November 1872 wurde er an das Kreisgericht in Sorau als Kreisrichter in der Funktion als Dirigent der zweiten Abteilung dieses Gerichts versetzt. Anfang 1873 vermeldete das Amtsblatt am 15. Januar: „Seine Majestät der König haben den Kreisrichter und Abteilungsdirigenten Meydam in Sorau zum Kreisgerichtsrat zu ernennen geruht.“ Im ersten Quartal wurde er zum Direktor des Kreisgerichts in Angerburg berufen. – Mit ebenso großer Wahrscheinlichkeit ist auch Johann Adolf Theodor Meydam, geboren 1827, sein Bruder, der mit 18 Jahren zur preußischen Armee ging, die Artillerie- und Ingenieurschule absolvierte, in den 50er Jahren im Festungsbau tätig war, über verschiedene Dienststellungen und militärische Dienstgrade als „Oberst à la suite“ zum Chef der Militärtelegraphie der preußischen Armee aufstieg. 1870 erhielt er das Eiserne Kreuz erster Klasse mit der zweiten Klasse am schwarzen Bande, das brachte zum Ausdruck, dass er bereits in früheren Jahren mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse dekoriert wurde. Vom 01.12.1871 bis 14.01.1872 nimmt er als Vertreter Preußens am „Internationalen Telegraphenkongress“ in Rom teil. 1872 erhielt er die Aufgabe des Generaltelegraphendirektor Preußens übertragen. 1874 wurde er schließlich zum Generalmajor befördert. Er verstarb bereits 1875 im Alter von 48 Jahren.

der Zeit immer stärker ausprägten.[3] Der Rechtskandidat Wilhelm Meydam hatte laut Mitteilung im „Königlich-Preußischen Amtsblatt für den Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O." vom 21.11.1842 den Status eines „Auskultators" beim Königlichen Land- und Stadtgericht zu Crossen. Dabei handelte es sich um die Übernahme einer unbezahlten gerichtlichen Ausbildungsstufe für Juristen nach der Ablegung einer Prüfung am Ende ihres grundlegenden universitären Studiums, durch die man die Zulassung zum Bürodienst in der Justizverwaltung erwarb. Am 14.10.1846 wird im gleichen Amtsblatt mitgeteilt, dass der Auskultator Meydam zum Oberlandesgerichts-Referendar ernannt wird. Anfang 1849 (oder schon 1848) erreichte Meydam den Status eines Oberlandes-Gerichtsassessors, d. h., dass er Richter auf Probe wurde, also bereits im Range eines Berufsrichters stand, der aber noch nicht auf Lebenszeit angestellt war. Obwohl die übliche Probezeit von drei Jahren noch längst nicht absolviert war, wurde er 1849 zum Kreisrichter beim Königlichen Kreisgericht in Landsberg/Warthe berufen und war besonders als Untersuchungsrichter tätig. Nach siebenjähriger Richtertätigkeit wählten ihn die Stadtverordneten 1856 für 12 Jahre in das Amt eines Bürgermeisters. Engelin/Hennig schreiben dazu in ihrer 1857 erschienenen „Geschichte der Stadt Landsberg", dass die Wahl im Juni 1856 erfolgte. Im September des gleichen Jahres wurde Wilhelm Meydam vom Justizdienst freigestellt. Kurz darauf erhielt die Stadt die „Allerhöchste Bestätigung Sr. Maj. des Königs" zur Bürgermeisterwahl. Am 07.10.1856 wurde er anlässlich eines von der Stadtvertretung organisierten Festmahls feierlich in sein Amt eingeführt. 1868 wählten ihn die Stadtverordneten mit 17 Stimmen bei zwei Gegenstimmen erneut zum Bürgermeister. Sein Jahresgehalt betrug 1.400 Taler. Die erforderliche königliche Zustimmung wurde am 18.03.1868 im Amtsblatt veröffentlicht: „Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht, den seitherigen Bürgermeister Meydam zu Landsberg a. W. der von der dortigen Stadtverordnetenversammlung getroffenen Wiederwahl gemäß, als Bürgermeister der Stadt Landsberg a. W. für eine fernerweite zwölfjährige Amtsdauer zu bestätigen." Diese Wiederwahl ist mit Sicherheit ein Indiz dafür, dass sich Wilhelm Meydam durch seine Tätigkeit im Interesse der Stadt Vertrauen und Anerkennung erworben hatte. Wilhelm Meydam wurde schließlich 1878 für eine Legislaturperiode von ebenfalls 12 Jahren Oberbürgermeister der Stadt, eine Aufgabe, die er bis zu seiner Pensionierung ausfüllte.

Zahlreiche Aufgaben, Ämter und Aktivitäten

Viele Einzelheiten sind uns aus seiner Dienstzeit nicht überliefert. Natürlich waren mit seiner städtischen Führungsaufgabe auch verschiedene weitere Aufgaben verbunden. So wurde er z. B. noch im Jahr seines Amtsantritts zum Regierungskommissar der „Strom-Fahrzeug-Versicherungs-Gesellschaft" ernannt. – Unter seinem Vorsitz fassten die Stadtverordneten am 27.06.1857 den Beschluss, anstelle der seit 1836 bestehenden Höheren Bürgerschule ein Gymnasium mit Realschulteil zu gründen und einen entsprechenden Schulneubau vorzunehmen, „um dadurch der 600-Jahr-Feier der Stadt ein bleibendes Andenken zu begründen". Bereits am 15.10.1858 fand in Anwesenheit des Bürgermeisters die feierliche Einweihung des neuen Schulgebäudes statt. – Am

Am 27.06.1857 fassten die Stadtverordneten den Beschluss, ein Gymnasium mit Realschulteil zu gründen. Bereits am 15.10.1858 fand in Anwesenheit des Bürgermeisters Meydam die feierliche Einweihung des neuen Schulgebäudes statt. Bild: Sammlung SL

3 Vgl. Dvorak, Helge: Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft. Bd. I: Politiker. – Teilband 4: M-Q. Heidelberg, 2000, S. 93. – Noch heute gehört diese Vereinigung, die als „Alte Breslauer Burschenschaft der Raczeks" auftritt – mit Sitz an der Universität in Bonn – als älteste Gruppe dem Korporationsverband der Deutschen Burschenschaft an. Ihr politisch-erzieherisches Wirken stand unter dem Motto „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland". Im Allgemeinen vermittelte man in der Burschenschaft der „Raczeks" im 19. Jahrhundert bereits ein radikal-konservatives Weltbild, das trotz aller Anpassung an sich verändernde politische Entwicklungen – auch im Nationalsozialismus – bis heute in dieser Vereinigung prägend ist und auch aktuell in Verbindung mit der rechtsextremen Szene steht. Sie hat über ihre „Alten Herren" Verbindungen sowohl zur NPD als auch zur AfD und bemüht sich um den Aufbau eines rechtsextremen Netzwerkes. Die rechte Einstellung wird u. a. daran deutlich, dass sie z. B. den Begründer der „Bekennenden Kirche" und Antifaschisten Dietrich Bonhoeffer noch 2012 als „Vaterlandsverräter" bezeichnet und seine Verfolgung durch den Nationalsozialismus als berechtigt ansieht. Und schließlich: Auf ihrer Facebookseite bekennt sie sich zu dem Wort des kolumbianischen Philosophen mit ausgesprochen reaktionärem Denken, Nicolas Gomez Davila:„Der gebildete Mensch hat die Pflicht, intolerant zu sein."

Am 12.10.1857 konnte Bürgermeister Meydam die Eröffnung des Bahnhofs Landsberg an der Ostbahnstrecke feiern, die für die weitere Entwicklung der Stadt von unschätzbarer Bedeutung war. Bild: Sammlung SL

12.10.1857 konnte der Bürgermeister die Eröffnung des Bahnhofs Landsberg der Ostbahnstrecke miterleben, die für die weitere Entwicklung der Stadt von unschätzbarer Bedeutung war. – Anfang 1860 wurde Meydam der Vorsitz der Bauhandwerker-Prüfungs-Kommission in Landsberg übertragen.

Aus dieser ersten Amtsperiode als Bürgermeister wissen wir auch, dass er als aktiver Sportler dem 1861 gegründeten Männer-Turn-Verein (MTV) der Stadt angehörte. Seiner Initiative ist es auch maßgeblich zu verdanken, dass am 31.03.1862 aus dem Kreis der Mitglieder des MTV die „Turner-Feuerwehr“ gegründet wurde. Die Damen der Frauenabteilung des Turnvereins stifteten eine Fahne für die Feuerwehr, die sie am 07.06.1863 in einer Feierstunde dem Bürgermeister Wilhelm Meydam feierlich übergaben. 1884 wird diese Turner-Feuerwehr in eine allgemeinere „Freiwillige Feuerwehr“ umgewandelt.

Natürlich hatte ein Bürgermeister nicht nur repräsentative Aufgaben zu erfüllen. Er war auch unmittelbar in die Verwaltungsarbeit der Stadt eingebunden. Aus dem Telefonverzeichnis von Landsberg aus dem Jahre 1863 geht hervor, dass Wilhelm Meydam 1861, also etwa in der Mitte seiner ersten Amtsperiode noch eine ganze Reihe von Detailaufgaben zu erfüllen hatte. Er war jeweils Vorsitzender der folgenden Verwaltungsdeputationen des Magistrats:

- Armen-Direktion
- Bürgerunterstützungsfonds-Kuratorium
- Kassenrevisionskommission
- Klassen- und Kriegsschuldensteuer-Deputation
- Sanitätsdeputation
- Kirchendeputation.

Außerdem war er Deichamts-Repräsentant beim Königlichen Deichamt des Warthebruchs. Ferner wirkte er als Vorsitzender des Kirchenvorstandes der St. Marienkirche, der Hauptkirche der Stadt, und war damit auch Mitglied des Gemeindekirchenrates. Bemerkenswert ist aus seiner zweiten Amtsperiode seine Mitwirkung an der Gründung des Roten Kreuzes 1868 in Landsberg. Eine Reihe von renommierten Persönlichkeiten der Stadt hatte dazu einen Aufruf veröffentlicht. Neben dem Bürgermeister Wilhelm Meydam unterschrieben diese Initiative noch folgende Bürger: Kaufmann **A. Bahr**, Stadtrat **G. Bahr**, Seifenfabrikant **Bumcke**, Kaufmann **Burchardt**, **Dr. Gericke**, jun., Landrat **Jacobs**, Stabsarzt **Dr. Kaddatz**, Major **Krähe**, Stadtrat **Lorenz**, Garnison-Prediger **Nothnagel**, die Oberstabsärzte **Dr. Simon** und **Dr. Weise** und Kreisphysikus **Dr. Zeuschner**. Die Gründungsversammlung fand am 04.12.1868 im Gasthof „Zur Krone“ statt. Das Rote Kreuz entstand als Kreisverein zur Pflege im Militärdienst erkrankter und verwundeter Soldaten. Am 11.03.1871 teilte der Oberpräsident der Provinz Brandenburg im Amtsblatt mit, dass mit Königlichem Erlass vom 15.02. dieses Jahres die Wahl des Bürgermeisters Meydam zum Mitglied und Ständigen Deputierten bei der „Ständischen Landarmen-Direktion“ bestätigt wurde, eine Aufgabe, die ihm für fünf Jahre bis Ende Dezember 1876 übertragen wurde. Insgesamt 35 Jahre hat Wilhelm Meydam als hoher Kommunalbeamter in Landsberg/Warthe gearbeitet. Nach dem dienstältesten Bürgermeister und Oberbürgermeister **Otto Gerloff** ist er damit der zweitälteste führende Stadtbeamte in der Geschichte der Stadt Landsberg/Warthe. Anlässlich seines 70. Geburtstages wurde er 1891 mit der Ehrenbürgerwürde der Stadt ausgezeichnet. Kurz darauf trat er seinen verdienten Ruhestand an.

Neben Bürgermeister Meydam hatte eine Reihe von renommierten Persönlichkeiten der Stadt 1868 einen Aufruf zur Gründung des Roten Kreuzes in Landsberg veröffentlicht. Die Gründungsversammlung fand am 04.12.1868 im Gasthof „Zur Krone“ statt.
Bild: sbf

4 Über den Werdegang seiner Kinder wissen wir relativ wenig. Aus den jährlich erscheinenden Schülerlisten in den Programmschriften des Landsberger Gymnasiums wissen wir: *Wilhelm Meydam*, sein zweitältester Sohn, wurde am 27.03.1856 geboren, er besuchte das Gymnasium von Ostern 1865 bis Michaelis 1874, studierte danach Jura an den Universitäten in Jena, Halle und Berlin, bestand das Referendarexamen im Herbst 1877, wurde am 14.03.1883 [wahrscheinlich] zum Amtsrichter in Friedenau berufen, er verstarb bereits am 14.02.1894. – *Kurt Meydam*, es wird sich um den ältesten Sohn handeln, sicher Anfang der 50er Jahre geboren, wird im Adressbuch von 1894/95 als Amtsrichter am Königlichen Amtsgericht in Landsberg ausgewiesen, er hatte also ebenfalls die juristische Laufbahn eingeschlagen. Er war zu dieser Zeit wohnhaft in der Gartenstraße 10. Gestorben wahrscheinlich zwischen 1895 und 1899. Im Adressbuch 1900 ist bereits nur seine Frau Anna Meydam als „verw. Amtsrichter“ aufgeführt. Sie wohnte in der Zechower Straße 9, ab 1906 bis nach 1913 Neue Str. 3, nach dem Adressbuch 1925 in der Hindenburgstraße 3. – Zwei weitere Söhne haben das Gymnasium 1871 abgeschlossen: *Johann und Georg*, sie werden wohl 1853 geboren sein. Wahrscheinlich handelte es sich um Zwillinge.

Laut Adressbuch von Landsberg von 1863 wohnte Meydam zu dieser Zeit in der Louisenstraße 30.
Bild: WiMBP

Nach dem Adressbuch von Landsberg von 1863 hatte er seine Wohnung in der Louisenstraße 30, im Jahre 1886 wohnte er in der Bahnhofsstraße 5, 1892 in der Bergstraße 41 und nach den Adressbüchern von 1896, 1900 und 1906 als Oberbürgermeister a. D. in der Bergstraße 40. Mit seiner Ehefrau Anna hatte er mindestens vier Söhne: Kurt, Wilhelm, Johann und Georg, die alle das Königliche Gymnasium und Realgymnasium im gymnasialen Zweig besuchten und die Abiturprüfung ablegten.[4]

Mit Straßennamen geehrt

Über mehrere Jahre hinweg war er Abgeordneter von zwei regionalen Verwaltungsinstitutionen: nämlich im Rahmen staatlicher Strukturen als Mitglied des Provinziallandtages und im Rahmen evangelischer kirchlicher Strukturen als Mitglied der Provinzialsynode der Provinz Brandenburg. Der Provinziallandtag Brandenburg, der 1875 auf Grund der „Provinzialordnung für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen“ vom 29.06.1875 eingerichtet wurde, löste die seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts bestehende eingeschränkte Selbstverwaltung der Provinzen im Rahmen der Provinzialstände ab, in denen lediglich Grundbesitzer vertreten waren. Nunmehr wählten Kreistage und Stadträte die Abgeordneten des Landtags für eine Legislaturperiode von sechs Jahren, der seinen Sitz in Berlin nahm. Der Sache nach handelte es sich um eine Selbstverwaltungskörperschaft mit eigenem Haushalt. Der Provinziallandtag hatte eine Provinzialregierung, einen Provinzialausschuss und den Landesdirektor als Provinzialoberhaupt zu wählen. Sitz des Provinziallandtages war Berlin-Charlottenburg. Er sollte alle zwei Jahre durch den König einberufen werden. Der Stadtkreis Landsberg/Warthe konnte drei Abgeordnete entsenden. Mit Datum vom 22.11.1875 gab der Oberpräsident der Provinz Brandenburg bekannt, dass im Kreis Landsberg/Warthe als Abgeordnete des Provinziallandkreises gewählt wurden: Bürgermeister **Meydam**, der Rittergutsbesitzer **Honig** zu Gralow und der Lehngutsbesitzer **Eschner** zu Wepritz. Der Provinzialausschuss entwickelte sich zu einem zentralen Kollegialorgan der provinziellen Selbstverwaltung, der sich durchaus in einer konkurrierenden Stellung zu den Verwaltungsorganen der Regierungsbezirke befand. Die evangelische Kirche in Landsberg/Warthe gehörte seit 1817 zur Kirchenprovinz Brandenburg der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union, die durch König Friedrich Wilhelm III. durch eine Vereinigung der evangelisch-reformierten und der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden auf dem Verordnungswege eingerichtet wurde. Der Sitz ihrer Gremien befand sich ebenfalls in Berlin. An der Spitze standen die Provinzialsynode und ein Konsistorium. Aufsicht und Leitung der Kirche in Landsberg hatte der Generalsuperintendent der Niederlausitz und der Neumark. 1821 nahm die vereinigte Kirche den Namen „Evangelische Kirche in Preußen“ an und verdeckte damit die bekenntnismäßigen Unterschiede der „Unierten“. Ab 1845 bezeichnete sie sich als „Evangelische Landeskirche in Preußen“. Grundsätzlich handelte es sich um eine Verwaltungsunion, die als übergreifende Einrichtung in Preußen ab 1875 offiziell den Namen „Evangelische Landeskirche der älteren Provinzen Preußens“ trug. Im 20. Jahrhundert existierte in Landsberg (Warthe) eine Reihe von Stiftungen, die für zum Teil ganz verschiedene Zwecke von sehr unterschiedlichen Personen und mit stark differierenden Geldmitteln eingerichtet wurden. Es gab eine spezielle Verwaltung der Stiftungen, aus denen der Magistrat im Interesse der Stadt und ihrer Bürger Nutzen ziehen konnte. Den Vorsitz in dieser Verwaltung hatte in der Regel der Oberbürgermeister bzw. sein Stellvertreter. Eine dieser Stiftungen war die Meydam-Stiftung. Dabei handelte es sich um eine gemeinnützige Einrichtung, die von Wilhelm Meydam gegen Ende seines Lebens eingerichtet wurde. Wilhelm Meydam verstarb am 12.04.1907 im Alter von 86 Jahren in Landsberg (Warthe). Zu seinen posthumen Ehrungen gehörte auch die Benennung einer Landsberger Straße als „Meydamstraße“, der jetzigen ul. Mieszka in Gorzów Wlkp.

Zu den posthumen Ehrungen für Bürgermeister Meydam gehörte auch die Benennung einer Landsberger Straße in „Meydamstraße“; es ist die jetzige ul. Mieszka in Gorzów Wlkp. *Bild: WiMBP*

**Prof. Dr. Joachim Gasiecki, Paul-Abraham-Weg 3, 17033 Neubrandenburg*

Landsberg an der Warthe (Gorzów Wlkp.) im Blick seiner Maler und Zeichner

Eine Wiederentdeckung brandenburgischer Regionalkünstler (Teil 2)

Robert Piotrowski*

Jede Stadt in Brandenburg, und auch die kleinste Gegend, hat im Laufe ihrer Geschichte einen oder mehrere Lobredner gefunden. Im 19. Jahrhundert sorgte der Historismus für eine Fülle von Beispielen in allen Bereichen der Kultur und Wissenschaft. Es liegen zahlreiche gute, getreue, bisweilen naive oder gar kitschige Beispiele gemalter, gereimter oder erzählter Belege für solche Heimatliebe vor. Sie alle erfreuen sich eines ungebrochen großen Interesses, sind Fundgruben für jedes neu entstehende Heimatbuch, für die Regionalseite in der Zeitung und sie bilden den Grundstock bei Ausstellungen und Bildvorträgen – das Alltagsbrot des heutigen ortsgeschichtlichen und heimatkundlichen Geschäfts.

Nicht aus der Stadt direkt, aber aus einem damaligen Vorort Landsbergs, dem heutigem Stadtteil Wepritz (Wieprzyce) samt sattgrüner Umgebung, liefert der Akademiker **Professor Ernst Henseler** weitere Genrebilder. Die von ihm realistisch wiedergegebene Landschaft des Warthebruches war jedoch nie die Ahnenheimat der heutigen Gorzówer, somit hätte sie anscheinend wenig Wert für die Gegenwart. Aber auf die Felder der Mark, Pommerns und Ostpreußens – wie sie sich auf Henselers Bildern vor uns in die Weite ziehen – kamen doch auch polnische Schnitter – jene Wanderarbeitskräfte, die in den Jahren 1939 bis 1945 in Zwangsarbeiter verwandelt wurden. Seit 1961 führt das alte Dorf Wepritz trotz der elliptischen Rundlingsform, und eines durch eine gewaltige klassizistisch-neugotische Kirche beherrschten Dorfangers, ein Leben als Stadtviertel. Familiensitz der Henselers mehr als 400 Jahre lang, und mit einer Erinnerung an diese, die man sogar noch anfassen kann: einem aus dem Zehlendorfer Friedhof evakuierten Grabstein am Kirchenchor. Schon um 1706 waren sie mit acht Höfen die größte Familie dieses Ortes, und in den weiteren Jahrzehnten hat sich das Geschlecht in Seitenlinien auf fast die gesamte Umgebung verteilt: Giesenaue, Landsberger Holländer, Vietz, Albertsbruch, Zettritz usw.

Die Malerfigur im Pleinair: Der Henseler im Selbstbild – aus „Rhythmus des Lebens“.
Bild: Sammlung der Rechtsanwaltskanzlei Synowiec & Lopatowski & Sobusiak in Gorzów

Zu den typischen Motiven von Prof. Ernst Henseler zählte die oft studierte und in verschiedener Ausführung wiederholte Heuernte im Warthebruch als großformatiges Ölbild.
Bild: Sammlung der Rechtsanwaltskanzlei Synowiec & Lopatowski & Sobusiak in Gorzów

An dieser Stelle muss hinzugefügt werden, dass der lokale Historiker **August Friedrich Hänseler** (1889-1945), der spätere Lehrer in Zantoch, und Verfasser unzähliger Artikel und Beiträge zur Geschichte von Wepritz und anderen Ortschaften, ein Vetter von Ernst Henseler war (wenn auch 13. Grades). Ernst Henselers Großvater, der das väterliche Erbe 1802 übernahm, gab den Hof 1840 an seinen ältesten Sohn **Johann Gottlieb Henseler** weiter, während Ernsts Vater – der dritte Sohn – **August Wilhelm Henseler** sich den Hof eines gewissen **Troschke** zu eigen machte. Zum Erben des im Bruch gelegenen Bodens und des Hauses wurde Ernsts Bruder Franz, doch nach dem Verkauf 1905 konnte aus diesem Geld das ehemalige Haus des Dorfvorstehers **Eschner** in der Mitte des

Dorfes erworben werden, das 1927 wiederum die Tochter von Ernst erbte. Franz[18] und Ernsts Mutter war die Wepritzerin **Henriette Wilhelmine Fehling**. Das sechste Kind des Ehepaares wurde am 27. September 1852 in Wepritz geboren und als **Ernst Julius** getauft. Ernst wuchs also inmitten der gezähmten Natur des Heimatdorfes, doch immerhin im inneren Kreis von Bauernhöfen, mit den Warthe-Dämmen auf der einen und der Silhouette der Wepritzer Berge auf der anderen Seite auf. Das Warthebruch-Kind Ernst wurde von der Arbeit auf dem Hof geprägt, von den aufeinander folgenden Jahreszeiten und der harten Umgebung des Warthebruchs. Dank eines angeborenen Kunstempfindens entdeckte Ernst ziemlich schnell seine manuellen Talente, und die Bilder der Umgebung, aber auch die künstlerischen Darstellungen der Kaiserepoche, zogen den kleinen Bauernsohn magisch in ihren Bann. Seinen Erinnerungen nach fand der Zeichenunterricht an der Wepritzer Schule nur im Winter statt, wobei er den Lehrer mit seinen schnellen Fortschritten überraschte. Diese frühen künstlerischen Schritte dürften um 1860 getan worden sein, die ersten Motive waren Maiskolben, damals als „Türkischer Weizen" bezeichnet. Diese Bilder konnte er schaffen, indem er aus einem Schrank in der Schule Muster entwendete und sie kopierte. Schüler an dem 1859 in Landsberg eröffneten Königlichen Gymnasium konnte er nicht werden. Doch der junge Zeichner ließ sich von weiteren Bildern in dieser nahen Stadt beeindrucken. Durch die Lage an der Strecke Berlin – Königsberg, dem Krönungs- und Fluchtweg der preußischen Monarchen, sowie durch die in der Stadt stehende Garnison, prägten sich ihm die Bilder des Hofgefolges und Militärs ein. Ereignisse, wie etwa die Ausstellung des Handwerkervereins in Landsberg 1868, bedeuteten eine weitere Annäherung an die Kunst.

Gropius als Förderer

Die entscheidende Wende trat ein, als Ernst durch die Vermittlung eines gleichfalls talentierten Onkels seine Arbeiten **Professor Martin Gropius** (1824-1880) in Berlin zeigen konnte. Dieser lud Henseler, von dem provinziellen Naturtalent begeistert, 1870 nach Berlin ein. Gropius erwies sich als ein wirksamer Protektor, aber vor allem als ein Meister. Er führte den Provinzler nicht nur in den Rhythmus des Unterrichts ein, sondern half ihm auch, seinen Platz im künstlerischen Milieu und auf dem künstlerischen Markt zu finden. Er war es auch, der Henseler – inzwischen mit der Königlichen Kunstschule in Verbindung gekommen – nach Weimar schickte, und so begann Henseler 1877 bei der renommierten Weimarer Malerschule, bei **Franz Lenbach** (1836-1904) und **Alexander Michelis** (1823-1868) zu üben, insbesondere mit anderen Schülern die Natur zu beobachten, im Freien zu arbeiten, so dass die Heimat dann zum Kunstobjekt gemacht werden konnte. Dieses regionale Bewusstsein im Kunstschaffen erscheint unter den hier betrachteten Künstlern bei Henseler am stärksten ausgeprägt. Schnell gewann er an zeichnerischer Gewandtheit, wurde immer aufmerksamer und lernte realistisch, ja geradezu dokumentarisch darzustellen, was er sah. Schon 1875 brachte ihm das Gemälde „Nach der Jagd" – eine Szene aus einem Landgasthaus – einen großen Erfolg, es wurde gar nach Norwegen verkauft. Nach Abschluss des Studiums kam Henseler nach Berlin zurück, um sich als Lehrer an den Berliner Hochschulen zu betätigen und Mitglied des Berliner Künstlervereins zu werden. Noch während des Studiums hatte er Interesse sowohl an Porträts, als auch Landschaften gezeigt, womit er sich dem Bedarf des Marktes gut anpasste. Auch während der „Jahrhundertausstellung 1775-1875" zeigte er sich von seiner besten Seite. Weitere Ausstellungen, sei es bei den Großen Berliner Ausstellungen oder im Berliner Glaspalast, und auch im Ausland, brachten ihm Preise, Medaillen und Bestellungen. Nachdem er während des Studiums den Sohn des Urhebers der deutschen Nationalhymne, **Franz Hoffmann von Fallersleben** (1798-1874), kennen gelernt hatte, nahm er den Auftrag an, einige seiner Posthum-Porträts auszuführen, die ihm nicht nur Einkommen, sondern auch Anerkennung brachten. So kam Henseler zu seiner frühen patriotisch-königstreuen Faszination zurück. Eine Reihe seiner wichtigen Arbeiten dreht sich um wichtige politische oder Kriegsereignisse, um bekannte Persönlichkeiten: Fürst **Otto von Bismarck**, die preußischen Könige. Doch wofür Henseler auf dem Markt, von den Galeristen oder individuellen Auftraggebern am höchsten geschätzt wurde, war sein Realismus – Bilder der Natur, einfacher Menschen, alltägliche Szenen, sentimentale Landschaften. Eher konservativ, ja geradezu idyllisch waren die Bilder, die ihm Popularität bescherten; um 1900 wurden ihre beruhigenden Eigenschaften besonders geschätzt. Ihm ging es aber nicht nur darum, dem bürgerlichen Publikum zu schmeicheln. Die Themen seiner Arbeiten waren doch auch mit seiner Herkunft verbunden. Seit dem Studium pflegte er sich den Sommer über ins Heimatdorf zurückzuziehen. Die Sommerferien bei seinem Bruder **Franz** und der Schwester **Luise** im Familienhaus, und dann, nach dessen Verkauf, in deren neuem Haus im Zentrum des Dorfes, waren ihm bis zum Tode des Bruders 1925 geradezu heilig geworden. Die Kenntnis der Realität, aber auch das authentische Engagement beim mühseligen Studium im Pleinair, brachten Erträge in Form unzähliger Bilder mit Landschaften, Genre-Szenen, Porträts usw. Mit Geschick beobachtet und meisterhaft gemalt, ist darin die Realität des Dorfes um die vorige Jahrhundertwende festgehalten. Es scheint, dass der Künstler auf dem Höhepunkt seines Ruhms nur noch Kapital daraus zu schlagen brauchte. Es ist sogar nicht übertrieben, zu sagen, dass der Maler Ernst Henseler zu Anfang des 20. Jahrhunderts zu einer wichtigen Persönlichkeit im künstlerischen Milieu geworden war, ja sicherlich im deutschen Kulturkreis. Im Jahre 1894 war seine Stellung so weit gefestigt, dass er mit seinen Honoraren und dem Hochschullehrergehalt in einer eigenen Residenz in dem beliebten Berliner Vorort

18 Martin A. Völker: Ernst Henseler (1852-1940), Maler aus dem Warthebruch - Eine Skizze. In: Wojciech J. Burszta/Maciej J. Dudziak/Robert Piotrowski: Europa, Slavia, Germania: W poszukiwaniu tożsamości. Warszawa-Gorzów 2009, S. 105.

Zehlendorf wohnen konnte. Das außerordentlich bequeme Haus mit Atelier und Remise schien Geborgenheit sichern zu können. Den Anschein des Glücks verstärkte noch das Familienleben: mit der 1884 geheirateten **Anna Schiele**, Tochter eines Landsberger Kaufmanns, hatte er drei Töchter: **Maria** (* 1886), **Anna** (* 1888) und **Dorothea** (* 1891), sowie den Sohn **Friedrich** (* 1893). In allen vier Kindern kam künstlerisches Talent zum Vorschein, insbesondere aber beim Sohn. Zu den Gästen des Hauses gehörte der Impressionist **Max Liebermann**, es tauchten wohl auch viele andere wichtige Persönlichkeiten Berlins und Preußens auf. Der Schicksalsschlag kam 1912 mit einem tödlichen Unfall des Sohnes. Der Fluss der Arbeiten von Henselers Hand schien allerdings nicht zu stoppen. Auch die Töchter traten langsam in die Fußstapfen des berühmten Vaters.

Der Stern sinkt

Doch noch zu Lebzeiten des Künstlers, 1911, wurden Stimmen laut, dass Henselers Kunst keine genügende Anerkennung finde. Er scheint also schon seit einiger Zeit auf den Weg zur Vergessenheit geraten zu sein. Mit dem Ersten Weltkrieg ließ auch das Interesse tatsächlich nach, gerade das, was Henseler am meisten liebte, kam aus der Mode. Nicht nur die preußischen Helden wurden nicht mehr gebraucht, das „moderne" Publikum fand an den treuen Bildern, etwa von Tirol oder dessen Einwohnern, kein Interesse mehr. Auch wenn die Herausgeber des renommierten Künstlerlexikons **Thieme-Becker** in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts vom „ehrlichen Realismus, aus dem eine liebevolle Achtung für die Natur spricht" schreiben, scheint es, dass Henseler vom Publikum und vom Kunsthandel nicht mehr gebraucht wurde.[18] Nicht einmal der saftige und tiefe Impressionismus seiner Naturbilder fand Käufer. Auch das Jahr des Umbruchs in Deutschland, und der sich anbahnenden Tragödie für die Welt, 1933, brachte keinen Wechsel. Wir kennen Henselers Ansichten zu jenen Zeiten nicht, er begann aber nicht mehr, im „neuen Geist" zu malen. Wie sehr würde aber seine Arbeit zu dieser Epoche passen, die verlogen die Mühen des deutschen Bauern, und die Schönheit der heimatlichen Landschaft lobte. Professor Ernst Henseler konnte sich niemals über eine Benefizausstellung freuen – weder zum 50. Jahrestag seiner Arbeit an der Hochschule, noch zum 80. Geburtstag. Das Jahr 1932 brachte ihm nur den Titel des Ehrensenators der Technischen Hochschule. Seine Werke tauchen bei den Hehler-Geschäften des „übernommenen" jüdischen Eigentums auf, wie es die Zwangsversteigerungen der Kunstwerke auf www.LostArt.de zeigen. Unter den Berlinern, die ihr Vermögen auf diese Weise loswerden mussten, findet sich z. B. der Name des Kaufmanns **Erich Landsheim** (geb. 29. Mai 1887 in Landsberg, aus Berlin deportiert). Der Künstler selbst starb in Vergessenheit am 27. Oktober 1940, neun Jahre nach seiner geliebten Frau. Ihr Grab wird gegenwärtig eingeebnet und die Erinnerung in der Hauptstadt ist längst erloschen. Unbekannt ist die Zahl der Arbeiten, die nach den sommerlichen Ausflügen ins Warthe-Bruch entstanden und bei den Henselers im Zentrum von Wepritz hängen durften. Leider brannten sie mit dem Haus nieder, nachdem das Dorf am 30. Januar 1945 von der Roten Armee erobert wurde. Nach dem Tod von Prof. Henseler und insbesondere nach dem Ende des Krieges wurde es auch still um die künstlerische Villa im nach Berlin eingemeindeten Zehlendorf. Nach und nach schieden auch die – nicht verheirateten und verarmten – Töchter dahin: Dorothea (1948), Anna (1964), Maria (1972). Die jeweils hinterbliebenen anderen Familienglieder waren gezwungen, die Gemälde aus dem Atelier zu verkaufen. Das Erbe der letzten Tochter wurde von einem Treuhänder auf dem freien Markt verkauft. Der nur noch von den Landsbergern in Erinnerung gebrachte Prof. Ernst Henseler war nur noch einem engen Kreis bekannt. Seine Arbeiten tauchten gelegentlich bei Versteigerungen und in Antiquitätenläden auf, fanden ihre Käufer aber in erster Linie wegen der wieder populär gewordenen Motive, als wegen des Künstlernamens. An Interesse gewannen immer mehr auch die von Henseler illustrierten Bände, speziell zur Geschichte Preußens und Deutschlands, oder die mit Agrarmotiven versehenen. Verleger, die etwas mehr Aufmerksamkeit mitbrachten, nannten ihn als Autor der bekannten Bilder „Bismarck vor dem Reichstag" oder der Darstellungen Hoffmanns von Fallersleben.

Doch welchen Wert – auch ohne solche weitergehenden Überlegungen – die idyllischen, manchmal geradezu dokumentarischen, wenn auch des Überschwangs und des Pathos nicht entbehrenden Darstellungen von Wepritz und den benachbarten Ortschaften haben, sieht man am aktuellen Interesse für diese künstlerischen Momentaufnahmen. Nicht nur das ländliche Leben der Vergangenheit gehört inzwischen zur Geschichte der heutigen Gorzówer, sondern auch die bereits zweimal veranstalteten Ausstellungen von Henselers Werken, und eine ihm zu Ehren von Gorzóws Bürgern errichtete Bronzeskulptur des Malers mit Staffelei inmitten des Stadtzentrums, geben davon Zeugnis.[19] Der von Henseler gewährte Einblick in das Leben auf dem Lande, mit seinem der Vegetation angepassten Zyklus, seiner Verbindung des Menschen mit dem Land, oder mit dem väterlichen Gehöft – das alles scheint vergangen zu sein, ebenso vergangen freilich, wie auch die Bilder der ost-, mittel- und westpolnischen Ahnenheimat der heute im ehemaligen Ostdeutschland lebenden Einwohner. Vergebens würde man nicht nur in Wepritz, sondern auch in anderen Dörfern heutzutage nach echten Bauern suchen.

Spannender Fund

Eine der weiteren, aus der Region stammenden Größen der Kunst ist **Erich Hennig**, der zwar berühmter war als sein Landsmann Henseler, jedoch weniger durch eine heimatverbundene Tätigkeit. Bis heute konnten, außer

19 Von einem Bürgerkomitee gestiftete Figur im Freien neben dem Nachkriegsmaler Jan Korcz inmitten einer Grünanlage (sog. „Bismarckplatz") in der Nähe der Bismarck-Eiche von 1898.

wenigen Arbeiten mit Motiven der Stadt und der Umgebung, noch keine persönlichen Verbindungen seines Leben und seiner Kunst mit der Region gefunden werden. Er wurde am 2. November 1875 in einer Kaufmannsfamilie geboren. Sein Vater **Albert Hennig** lebte mit seiner Frau **Augusta geborene Adam** in einem bescheidenen Bürgerhaus in der Landsberger Neustadt, Hausnummer 8, und betrieb ab ca. 1900 in der Bergstraße 6 ein Kolonialwarengeschäft. Die ersten künstlerischen Schritte tat der junge Hennig in Berlin an der Königlichen Kunstschule, doch dann ging er gen Süden in die Münchener Akademie der Künste, wo – was aus der heutigen Gorzówer Sicht nicht uninteressant ist – auch viele berühmte Polen sich haben ausbilden lassen. Die Hauptstadt Bayerns war kein häufiges Reiseziel, dieses süddeutsche Königreich galt den Preußen als fernes Ausland. Man zog es vor, in den norddeutschen, niederländischen oder angelsächsischen Kreisen zu bleiben. Doch unter Polen und Ungarn war München als Universitätsstadt populär. Infolge der politischen Verfolgungen (vor allem im russisch besetzten Teil Polens), und dank der hier herrschenden besonderen Toleranz, suchten, vor allem in den Jahren 1863 bis 1888, ca. 30 polnische Künstler am Ort Zuflucht. Seit einigen Jahren gehört es unter den polnischen Sammlern zum guten Ton, die Werke „unserer Münchener" zu erwerben. Studenten an der Königlich bayerischen Schule waren z. B. **Józef Brandt**, **Olga Boznańska**, **Józef Chełmoński**, **Artur Grottger**, **Juliusz** und **Wojciech Kossak**, **Jacek Malczewski**, **Jan Matejko**, **Henryk Siemiradzki**, **Leon Wyczółkowski**. Das hohe Niveau dieser Künstler verhalf der polnischen Kunst dazu, in dieser Stadt an Popularität zu gewinnen. Wurde der Deutsche Hennig durch dieselben Motive geleitet? Ausschlaggebend für seine Entscheidung dürften wohl das hohe Niveau der Akademie, aber auch der Rang der mit ihr verbundenen Künstler, und die offene Haltung der Münchener gegenüber den Ankömmlingen gewesen sein. Eine wesentliche Rolle spielte der Münchener Kunstverein, aber auch private Ateliers der dortigen Künstler, und die Münchener Kunstausstellungen, z. B. im Glaspalast. Es ist bekannt, dass Hennig in den Jahren 1894 bis 1895 bei renommierten Professoren der Akademie – **Hackl, Höcker** und **Herterich** – studierte. Charakteristisch für die bayerische Schule waren die Meisterschaft der Komposition und handwerkliche Vorbereitung, sowie die unterschiedlichen Motive (Genremalerei, Geschichte, Schlachten, Landschaften). Die Arbeiten zeichneten sich oft durch Romantik und Symbolik aus. Von den Vorlieben des Studenten Hennig weiß man leider nur sehr wenig. Im Künstlerlexikon von Thieme-Becker werden zwei Themen erwähnt: Kinderporträts und Genreszenen. Seine besser bekannten Arbeiten sind der Entwurf der Polychromie für das Lokal Elberfelder Ratskeller, das Porträt des Pianisten **Max Becker** und weitere Porträts oder Stillleben, seltener Straßen- oder Marktszenen. Sein reiferes Werk kann durch illustrierte Ausstellungskataloge verfolgt werden, darunter aus dem oben erwähnten Münchener Glaspalast, wo er in den Jahren 1907, 1911-12 und 1914 ausstellte. Eine Erwähnung über die Darstellung der Werke von Hennig bei der Berliner Großen Kunstausstellung in den Jahren 1905-1915 zeugt von seinen Verbindungen zur preußischen Hauptstadt, in der er seine Lehre begonnen hatte. Als Maler, Grafiker und Illustrator fand er seinen Platz dann in Charlottenburg bei Berlin, wo er 1946 starb. Mit großer Sicherheit ist jedoch davon auszugehen, dass er seine Beziehungen zur Heimatstadt Landsberg nicht unterbrochen hatte – dies belegen folgende Auskünfte: Hennig malte ein Porträt des Landsberger Gymnasialprofessors **Dr. Reinhold Köpke** (in den Jahren 1880-1883 Direktor des Gymnasiums an der Schloßstraße), vermutlich in der heute nicht mehr existenten Aula aufbewahrt. Im Jahre 2003 hat **Fritz Bartelt** dem Landsberger Museum in Herford ein Aquarell Hennigs mit der Darstellung des alten Kirchturmes in Zantoch geschenkt. In meiner Sammlung befindet sich ein weiteres großes Aquarell mit der Ansicht der Stadtmauer, des Zeughauses und der Brauerei der Gebr. Gross, datiert für 1917.

Erich Hennig bildete im Jahre 1917 das ihm aus der Kindheit in der Neustadt bekannte Stadtmauerbild mit dem Zeughaus und der Brauerei Gebr. Gross ab, das bereits um 1919 infolge des Abbruchs der Stadtmauer am Schießgraben historischen Wert gewann.
Bild: Sammlung Robert Piotrowski

Hennig bleibt für die Gorzówer ein wichtiger Künstler, zumal er, auch als Münchener Akademiker, unsere Stadt gemalt hat und an ihrem Leben Anteil nahm. Es gibt zwei Hinweise darauf, dass diese längeren familiären Verbindungen tiefe Wurzeln haben. Im Jahre 2010 habe ich für meine Sammlung ein schönes Biedermeier-Porträt eines Jungen, im schwarzen (Samt-)Rock auf Leinwand gemalt und mit einem entzückenden Rahmen in geflammter Birke versehen, erwerben können. Bei einer Versteigerung wurde es falsch beschrieben, doch glücklicherweise konnte die Stadt richtig entziffert und im Katalog verzeichnet werden. Es handelt sich hier sich eindeutig um ein Kinderporträt von 1847, das den Landsberger **Egmont Gross** (1842-1914) darstellt. Der spätere Nestor der Landsberger Feuerwehr wird darin gekonnt als ein etwas über fünfjähriges Kind in der stolzen Stellung eines kleinen Patriziers dargestellt. Der Name des Malers steht auf der Rückseite als:

„W. Hennig" – **Wilhelm Hennig**, der Großvater von Erich. Er ist tatsächlich im Adressbuch von 1863 unter der bekannten Adresse Neustadt 8 als Maler verzeichnet. Diese Spur hilft bei der Lüftung weiterer wichtiger Geheimnisse – nach den Angaben aus dem Reissmannschen Denkmalinventar von 1937 hat ein nicht näher bekannter Henning eine Kopie des heute verschollenen Panoramas von Landsberg um 1736 ausgeführt, die sich im Besitz der Eigentümer der Brauerei Gebr. Gross befand [20, 21]. Es ist wohl dieselbe Kopie, die heute in den Räumen des Gorzówer Museums hängt, und nur durch den Schreibfehler bei Reissmann (oder Verwechslung mit dem Heimathistoriker **Friedrich Henning**) unbemerkt geblieben ist. Wir haben nun zwei Gemälde eines an der Stadtmauer wohnenden Malers Hennig, der in Verbindung stand zur Familie Gross aus einer Brauerei, die unweit und an derselben Mauer lag, und ein weiteres interessantes regionales Motiv beim jüngeren Hennig, mit der Stadtmauer und der hinteren Front der Gross'schen Brauerei. Meines Erachtens sind dies keine Zufälle, sondern guter Ansporn, weiter gespannt zu bleiben.

Von dem Großvater Erich Hennigs, Wilhelm Hennig, stammt das Biedermeier-Portrait von Egmont Gross, dem späteren Brauerei-Mitinhaber.
Bild: Sammlung Robert Piotrowski

Sportler, Zeichenlehrer und Grafiker

Dieselbe Schule wie Hennig und Henseler hat ein weiterer Landsberger Regionalist besucht. 1902 schreibt man ihm: An den Herrn Zeichenlehrer **Alexander Berger**, / Zur Abhaltung einer Probelektion »Einführung in die Perspektive« erbitten wir Sie Donnerstag 22 Mai Nachm. 3 Uhr in der hiesigen Knaben-Mittel-Schule zu sein und Ihr rechtzeitiges Hiersein umgehend zu melden.

Die Schuldeputation aus Priester **Niethe**, den Rektoren **Mohs** und **Gladisch** sowie Protokollführer **Bahr** bestehend, hat sich ziemlich schnell für diesen Absolventen der Berliner Königlichen Kunstschule und gegen 17 andere Kandidaten entschieden. Und so kam nach Landsberg nicht nur ein Zeichenlehrer, sondern auch Künstler, Sportler und gemeinnützig tätiger Bürger alten Stils. Dem Zeugnis der Zeichenlehrerprüfung vom 1. Oktober 1899 ist zu entnehmen, dass Alex Berger (* 17. März 1878) ein echter Primus war, was von den Professoren **Ewald** und **Hauck** bezeugt wurde. Der junge Adept wurde noch in seiner Heimatstadt im allgemeinen Schulwesen beschäftigt, während er als Assistent von Professor **Hertzer** bei der Technischen Hochschule in Charlottenburg arbeitete. Das ist dieselbe Alma Mater, bei der Henseler 1888 Professor für Zeichnen wurde. Die letzte Einrichtung vor den Landsberger Jahren war für Berger die Städtische Fortbildungsschule beim Königlichen Kunstgewerbemuseum, das auch mit dem Leben von Professor Henseler zusammenhängt. Bisher scheinen aber diese Berührungen mit dem bekanntesten Landsberger Künstler der Vorkriegsgeschichte durch und durch zufällig zu sein. In Landsberg tauchte Alex Berger Anfang 1902 auf, und war in den ersten sieben Jahren gleichzeitig Zeichenlehrer an der Knabenmittelschule, der Mädchen-Bürgerschule und der Höheren Mädchenschule. Mit dieser letztgenannten Einrichtung, die besser unter der Bezeichnung Städtisches Lyzeum für Mädchen bekannt war, wo **Otto Kaplick** (der letzte Vorsitzende des Vereins für Geschichte der Neumark) Rektor und **Christa Wolf** Schülerin war, verband er sich seit 1909 nicht nur als Zeichenlehrer und Kunsterzieher bis in die Kriegsjahre – mit einer einzigen Unterbrechung in den Jahren 1915-1919, die er als Soldat verbrachte und mit zahlreichen Auszeichnungen als Leutnant der Reserve beendete. Nach der Rückkehr aus dem Krieg heiratete er am 21. Dezember 1920 in Berlin-Steglitz **Margot Rättig**. Als der Sohn **Hans-Jörg** am 29. März 1922 geboren wurde, wohnte die Familie Berger noch in der Steinstraße 26, um zwei Jahre später in die Bismarckstraße, ebenfalls Nr. 26, zu wechseln. Im selben Jahr übernahm Berger auch den Vorsitz des Landsberger Rudervereines „Warthe", bei dem er seit 1909 Gründungsmitglied war. Es waren zuerst 21, dann fast 100 Mitglieder, die auf der Warthe mit ihren Ruderbooten fuhren. Die Entstehung dieses, wenn auch einen von vielen, so doch führenden Rudervereins von Landsberg, hing mit der Gruppe der Senioren des Schülerruderklubs „Wiking" zusammen. Die beiden Organisationen waren zuerst durch gemeinsames Gerät und das Bootshaus im Winterhafen verbunden. Einer der Aktivisten dieses Vereines, kurz LARUWA genannt, der Fabrikdirektor **Otto Paucksch**, stellte den Kollegen und ihrem Gerät eines der Produktionsobjekte der Pauckschwerke zur Verfügung. Doch erst die Einweihung des eigenen Ruderhauses im Herbst 1910 wurde zu einem wahren Fest der Laiensportler. Über diesem wunderschönen Holzbau – bis heute zwischen Most Lubuski und der ulica Szpitalna zu finden – wurde der Vereinswimpel gehisst, den 1909 Alexander Berger entworfen hatte. Durch den Ersten Weltkrieg wurden die Aktivitäten zwar unterbrochen, doch die Warthefahrer kamen schnell, auch auf die anderen Regatta-Bahnen in weiter gelegenen Zentren wie Potsdam, und mit doppelter Kraft zurück. Der Verein begann sein eigenes Bulletin herauszugeben, und beging

20 Kurt Reissmann (Bearb.): Kunstdenkmäler des Stadt- und Landkreises Landsberg (Warthe). Berlin 1937, S. 84.
21 Archiwum Państwowe w Gorzowie, Akta miasta Gorzowa, Sign. 5679.

im März 1934 feierlich seinen 25. Jahrestag. Die Anschrift des Vereins blieb – unabhängig vom Bootshaus mit den gesellschaftlichen Treffen und der Trophäensammlung – die Wohnung Bergers in der heutigen ul. Łokietka 26, die, am Rande bemerkt, durch Zufall meine heutige Adresse ist. Vom Lyzeum hätte Alex Berger 1943 in den Ruhestand versetzt werden sollen, doch die kriegsbedingten Ausfälle ließen ihn bleiben, trotzt seiner ernsten Erkrankungen, die übrigens von **Dr. Johannes Friedländer**, dem Eigentümer des Mietshauses Bismarckstraße 26, behandelt wurden. Die Familie Berger war, mit der Ausnahme des Sohnes, Zeugin des Einmarsches der Roten Armee in Landsberg und der darauf folgenden Aussiedlung. In Berlin feierte Professor Berger seinen 80. Geburtstag und starb kurz danach, in seine Geburtsstadt zurückversetzt, am 29. Mai 1958. Über die künstlerische Tätigkeit Bergers wissen wir verhältnismäßig wenig. Durch Hinweise ehemaliger Landsberger und eine in der Personalakte dokumentierte Klage, wurde ich auf die in meinen (und nicht nur meinen) Sammlungen zahlreich vertretenen Werbematerialien der hiesigen Firmen aufmerksam. Es hat sich herausgestellt, dass er nicht nur als Geschäftsgrafiker bei der Firma **Jaehne** einen Nebenverdienst hatte, wie es die Klage meint, sondern auch z. B. bei der Brauerei **Kohlstock**. Die charakteristisch zusammengezogenen Buchstaben „AB" kann man z. B. auch auf der Vignette des Gymnasiums, natürlich mit zwei Ruderern auf der Warthe, entdecken. Dieser Lieblingsfluss muss auch das beliebteste Motiv gewesen sein, so schreiben Landsleute seiner langjährigen Wahlheimat in ihren Memoiren. Diese Seiten – wahrscheinlich vor allem Zeichnungen und Aquarelle – dürften als Geschenke als weiterer Zusatz zum Lehrergehalt angesehen werden. Leider wurde seine, wie auch viele andere Landsberger Wohnungen geplündert und der Ausstattung beraubt, so dass die Hoffnung, gerahmte Bergersche Ansichten noch anzutreffen, sehr gering ist. Ähnliche Bilder zeichnete Berger auch nach dem Krieg, ich selbst kenne zwei mit dem Mietshaus in der Bismarckstraße 26 und der nahe gelegenen Grünanlage – dem sog. „Bismarckplatz" – an der Kladow, die die Familie von Dr. Friedländer besaß. Diese Motive sowie sein Engagement als Künstler, Lehrer und Vereinsvorsitzender lassen ihn unter den regionalen Kunstschaffenden doch eine hervorgehobene Position einnehmen. Selbst wenn es sicherlich schwierig wird, künftig noch weitere Arbeiten mit Landsberger Motiven zu entdecken, so wird sein Beitrag zur regionalen Kunst dadurch nicht gemindert.

Alexander Berger betätigte sich in den 20/30er Jahren auch als Reklamegrafiker, u. a. für die Landsberger Maschinenfabrik Jaehne & Sohn.
Bild: Sammlung Matthias Lehmann

Der Zeichenlehrer Alexander Berger fertigte vor und nach 1945 typische Andenkenbilder, die vermutlich gerahmt eine zusätzliche Einnahmequelle waren; hier ein Aquarell mit der sogenannten Bismarckanlage an der Kladow.
Bild: Familie Friedländer aus Landsberg (Warthe)

Die letzte Schau

Die letzte Schau vor dem bitteren Ende brachte das Heimatmuseum Landsberg im Februar 1944 zustande. Das Propagandablatt „Kulturwoche'' der Tageszeitung „Landsberger General Anzeiger" berichtete: „Das Heimatmuseum macht einen Teil seiner reichen Sammlung von Gemälden und Zeichnungen heimischer Künstler zum ersten Male der Öffentlichkeit zugänglich. Die meisten dieser Bilder, insbesondere viele Werke von **Robert Warthmüller**, **Ernst Henseler**, **Erich Hennig** wurden erst in den letzten Jahren für das Heimatmuseum erworben". Mit dem Brand in den ersten Februarwochen 1945 wurde diese Stätte des Heimatkults endgültig ausgelöscht[22] und, abgesehen von privaten Unternehmungen – einschließlich meiner Wenigkeit – sind die Heimatlobredner Landsbergs noch immer nicht heimgekehrt. Auch diese Sparte bedarf dringend einer Heimstätte, damit das Pantheon der Regionalkünstler in der einstigen brandenburgischen Neumark endlich ein Dach bekommt.

**Robert Piotrowski, Gorzów*
Erschienen in Heft 1/2015 der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V.

22 Robert Piotrowski: Museen und Museumsinitiativen in der ehemaligen Neumark. In: Museumsblätter. Mitteilungen des Museumsverbandes Brandenburg 21 (2012), S. 32-37.

Ein Gemälde mit Familiengeschichte

Unsere Leserin Marianne von Knobelsdorff-Brenkenhoff, Tochter von Mirjam von Knobelsdorff-Brenkenhoff geb. Grumbkow (deren Fluchtbericht wir im Heimatblatt 61 auf Seite 18 veröffentlicht haben) hat uns Ergänzungen zum Gemälde „Die Fahrt des Großen Kurfürsten über das gefrorene Kurische Haff“ (Beitrag von Matthias Lehmann, ebenfalls Heimatblatt 61, Seite 53) geschickt, die über interessante familiäre Verbindungen zu diesem Gemälde berichten.

Als mich meine Familienforschungsreise 2017 in die ehemalige Neumark inkl. meiner Geburtsstadt Landsberg (Warthe), heute Polen, auch in die Stiftung Brandenburg in Fürstenwalde mit ***Karl-Christoph von Stünzner-Karbe****, dem ältesten Bruder meiner ehemaligen Klassenkameradin* ***Marie-Rose geb. von Stünzner-Karbe****, und* ***Ingrid Schellhaas*** *führte, war mir das Gemälde dort nicht aufgefallen. Allerdings erkannte ich es sofort im Heimatblatt vom Juni 2020. Ich suchte gleich die mir seit meiner Kindheit bekannten gerahmten Fotos in Postkartengröße davon heraus, die u. a. an unserer kleinen Ahnen-Ecke im Wohnzimmer hingen, mit der Absicht, sie Ihnen mit einem Artikel für das Heimatblatt zuzuschicken. Hier noch einiges Wissenswertes über das Bild, das Sie vielleicht als Ergänzung zum Bericht von Herrn Lehmann publizieren möchten und noch können. Das Originalbild war ein direkt auf die Wand der Ruhmeshalle des ehemaligen Zeughauses gemaltes Gemälde von* ***Wilhelm Simmler*** *(1840-1923). Er war Mitglied im Künstlerverein Malkasten. Durch Bombentreffer wurde das ehemalige Zeughaus im Zweiten Weltkrieg 1944 zerstört, somit auch das Wandgemälde. Mein Vater, der 1915 in Berlin geboren worden war, hat es noch im ursprünglichen Zustand vor der Zerstörung gesehen. Es hatte oben einen halbovalen Rahmen, der links und rechts in mehrfachen Säulen mündete. Auf dem einen der Fotos, die mir hinterlassen worden sind, war der gesamte Aufbau zu sehen, deshalb ärgert es mich ja so sehr, dass ich es z. Zt. nicht finden kann. Da es das Original-Wandbild nicht mehr gibt, sind alle Gemälde, die man öfter sehen kann, Reproduktionen. Im Anhang füge ich ein Foto des Original-Wandbildes bei, wo rechts noch etwas von den Säulen zu erkennen ist. Außerdem füge ich eine der drei Postkarten, die ich noch fand, aus meiner Familie bei. Dies ist die antiquarische Bildkarte Nr. 243 der Staatlichen Museen zu Berlin, Zeughaus, in schwarz-weiß. Wenn man die Aufnahmen des Original-Wandbildes mit der Reproduktion in der Stiftung Brandenburg vergleicht, erkennt man gleich, dass diese Reproduktion dem Original nicht getreu nachgemacht worden ist, und zwar am viel zu langen Atem des dunklen Pferdes vorne. Vielleicht verbirgt sich ja hier eine Verletzung/Zerstörung der Reproduktion? Warum hingen diese kleinen Bilder in der Ahnen-Ecke meiner elterlichen Wohnung in Bonn? Die Vertreibung der Schweden übers Haff wurde vom General und Kriegsminister* ***Joachim Ernst von Grumbkow****, meinem direkten Vorfahren mütterlicherseits, durchgeführt. Er sitzt im Bild vorne neben dem Kutscher, seine Hand Richtung Ostpreußen zeigend. Hinter ihm steht der* ***Große Kurfürst*** *(1620-1688), in majestätisch aufrechter Haltung gemalt, obwohl er krank war, weil er an der hohenzollernschen Krankheit, der Gicht, wie* ***Friedrich der Große****, litt (dies hatte mein Vater hinten auf das Bild geschrieben). Ihm gegenüber, kaum erkennbar, kauert sein Sohn und späterer Nachfolger,* ***Friedrich III****. (Kurfürst von Brandenburg und ab 1701 als Friedrich I. König in Preußen, Anm. d. Red.).Wie ich bereits schrieb, führte mein Vorfahre 1685 das „Potsdamer Edikt“ betreffend der Glaubensfreiheit für die Hugenotten im Sinne des Großen Kurfürsten aus.*

Mit herzlichen Grüßen
Ihre
Marianne von Knobelsdorff-Brenkenhoff

Bildkarte Nr. 243 der Staatlichen Museen zu Berlin: Diese Reproduktion zeigt den viel zu langen Atem des dunklen Pferdes vorne.
Bild: Marianne von Knobelsdorff-Brenkenhoff

Ein Foto des Original-Wandbildes aus dem Zeughaus, wo rechts noch etwas von den Säulen zu erkennen ist. Auf diesem Foto sieht man, dass der Atem des braunen Pferdes nur etwa bis zum Halskoppel reicht, während er auf den Reproduktionen noch über den Tragegurt hinausgeht.
Bild: Zentralinstitut für Kunstgeschichte

General und Kriegsminister Joachim Ernst von Grumbkow sitzt vorne neben dem Kutscher, hinter ihm steht der Große Kurfürst. Ihm gegenüber kauert sein Sohn und späterer Nachfolger Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der sich 1701 in Königsberg selbst zum König Friedrich I. in Preußen krönte.
Bild: Zentralinstitut für Kunstgeschichte

Heimat im Bild

Heute: Vietz

Nachdem wir im letzten Heimatblatt Fotos aus Balz gezeigt haben, werden wir in dieser Ausgabe ein paar Kilometer weiterfahren und auf dem Marktplatz in Vietz Halt machen.

Wenn man am Kreisverkehr in Richtung Innenstadt abbiegt, fängt das Staunen schon an: Jede Menge alte Häuser aus deutscher Zeit, die auch in ihrem jetzigen Zustand noch zeigen, mit wie viel Liebe zum Detail früher gebaut wurde. Hoffentlich werden möglichst viele von ihnen noch rechtzeitig renoviert. Eine Auswahl sehen Sie auf dieser Seite.

Das Hauptgebäude der ehemaligen Stern-Brauerei.

Wandmalereien auf der Hofseite zeigen historische Szenen.

Seitenansicht der Brauerei, von der Kirche aus gesehen.

Geschnitzte Holzfiguren als Dekorationen auf dem Hof der Brauerei.

Vor der Brauerei befindet sich jetzt ein Restaurant.

An einem Haus an der Hauptstraße sieht man diese Wandmalerei der historischen Brauerei.

Die Kirche in Vietz.

Seiten- und Rückansicht der Kirche.

Das alte deutsche Kriegerdenkmal für die Gefallenen des I. Weltkrieges.

Das Bahnhofsgebäude.

Das „Gelbe Palais“, eine Fabrikantenvilla aus dem 20. Jh., beherbergt u. a. eine deutsche Heimatstube und das Zentrum für Polnisch-Deutsche Zusammenarbeit „Heimat“.

Die Post.

Das Rathaus.

Portal neben dem Rathausgebäude.

Am Marktplatz.

Neben dem Rathaus steht jetzt ein Neubau, der mehrere große Wandbilder mit Stadtszenen aus deutscher Zeit zeigt.

Eines dieser Wandbilder zeigt im Hintergrund das Rathaus zu deutscher Zeit. *Alle Bilder: SL, Sommer 2020*

Die alte Mühle in Dühringshof

Die aufwendigste Renovierung seit 200 Jahren

Die Pandemie hat die Modernisierung von Zagroda Młyńska in Bogdaniec/Dühringshof nicht aufgehalten. Die Arbeiten an dem Ensemble der Wassermühle, das auch zum Muzeum Lubuskie gehört, sind seit 2019 in vollem Gange und die umfangreichste Renovierung der letzten 200 Jahre soll insgesamt fast 9 Mio. PLN kosten.

Die alte Mühle in Dühringshof wird aufwendig saniert.

„Die Arbeiten werden schrittweise ausgeführt, die Änderungen sind jedoch bereits sichtbar. Dank der Renovierung wird der Museumskomplex attraktiver, und die Einwohner von Lubuskie und Gäste von außerhalb der Woiwodschaft werden einen weiteren Grund haben, sie zu besuchen“ – sagt Vizemarschall **Łukasz Porycki**.
Zunächst wurden im Rahmen der Renovierung die Fundamente gestärkt sowie die innen und außen verlaufende Entwässerung wiederhergestellt. Die erste Schicht des Kellergeschosses wurde ebenfalls gegossen. Außerdem wurde eine Fachwerkkonstruktion aus Holz ersetzt, deren Zustand die Stabilität des Gebäudes gefährdete. Die Arbeiten mussten schrittweise mit äußerster Vorsicht durchgeführt werden. Danach wurde daran gearbeitet, die Holzfelder zu füllen und das Dach zu ersetzen. In einer spezialisierten Tischlerei werden nun Holzfenster und -türen sowie Veranden gewartet. An der Rekonstruktion des vor Jahren aus Sicherheitsgründen demontierten Mühlrads wird ebenfalls gearbeitet. Inzwischen haben die Gebäude bereits neue Dachmaterialien erhalten. Darüber hinaus werden Wartungsarbeiten an der Fassade und im Inneren die Renovierung von Wänden und Böden durchgeführt. Die Investition umfasst auch die Restaurierung der Zäune und die Befestigung des Innenhofs. Nach Abschluss der Bauarbeiten werden Maßnahmen zur vollständigen Modernisierung der Dauer- und Freilichtausstellungen in Zagroda Młyńska ergriffen. Der Mühlenteil, der bisher wegen der Gefahr einer Baukatastrophe geschlossen war, soll wieder eröffnet werden.
Nach Abschluss der Modernisierung werden das Erdgeschoss und ein Teil des Untergeschosses des Mühlengebäudes für Ausstellungs- und Bildungszwecke ausgewiesen. Ein virtueller Spaziergang ist ebenfalls geplant.
Quelle: facebook

Das Dach wird mit Biberschwanzziegeln eingedeckt.

Die historischen Mühlen wurden während der Renovierung im Gebäude belassen.

Nach Abschluss der Bauarbeiten werden auch diese Exponate wieder im „neuen“ Glanz zu besichtigen sein.

Nachdem die Holzbalken erneuert wurden, werden nun die Felder des Fachwerks ausgemauert.

Auch die schöne alte Treppe wird restauriert.
Alle Bilder: facebook

Wiedereröffnung in Santok/Zantoch

Ein auf die Ansprüche der Moderne zugeschnittenes Museum

Bereits am 19. September 2020 waren die Renovierungsarbeiten beendet und das Museum Santok war zur Wiedereröffnung bereit. Nach der offiziellen Eröffnungsfeier nutzten zahlreiche Besucher die kurze Zeit, bis aufgrund der Pandemie eine erneute Schließung erforderlich wurde. Jetzt erwartet das Museum seit dem 5. Februar 2021 wieder neue Gäste.

Nach zwei Jahren des Wiederaufbaus überrascht das Museum mit seiner Modernität, Funktionalität und seinem künstlerischen Geschmack. „Die Renovierung dauerte zwei Jahre, hat sich aber gelohnt" – sagte **Dr. Ewa Pawlak**, Direktorin des Lubuskie-Museums Jan Dekert, zu dem auch das Santok Museum gehört. Eines hat sich im Santok Museum nicht geändert – das Gebäude. Es ist immer noch dasselbe einstöckige Gebäude direkt gegenüber der Fähre über die Warthe. Mit dieser Fähre konnten die Gäste am Eröffnungstag auch zum archäologischen Siedlungs-Reservat am anderen Warthe-Ufer fahren, das auch zum Museum Santok gehört.

Die Attraktivität der neuen Ausstellung wird durch ein modernes Beleuchtungskonzept vergrößert.

Alles ist anders, neu und faszinierend

Die neue horizontale Anordnung hat die Ausstellungsfläche erheblich vergrößert und macht den Innenraum sehr attraktiv, was noch durch das neue Beleuchtungskonzept unterstützt wird. Neben einer multimedialen Präsentation über die Geschichte von Santok gibt es auch Glasvitrinen mit vielen Exponaten. Darüber hinaus können Sie Perlen, Alltagsgegenstände, sorgfältig restaurierte kleine mittelalterliche und ältere Münzen, aber auch ein dekoratives preußisches Schwert bewundern.

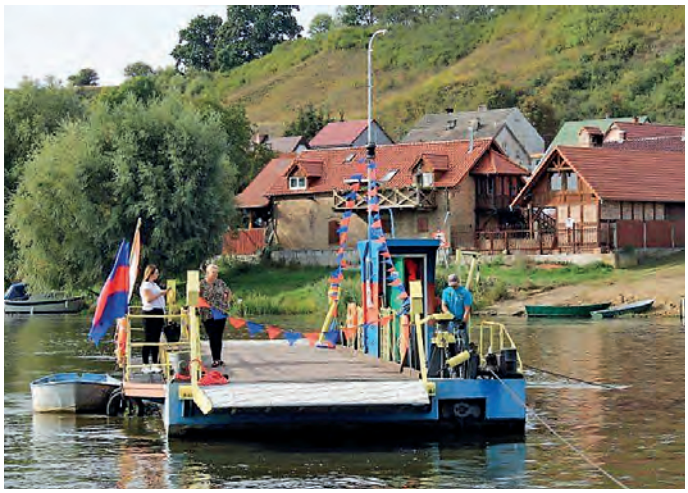
In der Ausstellung „Stadt Santok. Der Wachtturm und der Schlüssel des Königreichs" werden Relikte gezeigt, die während der archäologischen Ausgrabungen gefunden wurden. Eine wertvolle Ergänzung zur Ausstellung sind

In mehreren Glasvitrinen können die zahlreichen Exponate besichtigt werden.

Animationen, die Elemente des Alltags in der frühmittelalterlichen Stadt nachbilden. Die Geschichte über Santok endet im 15. Jahrhundert, als die Burg ihre Bedeutung verlor und die Menschen auf der anderen Seite der Flüsse in der Stadt lebten.

Quelle: facebook

Auch ein dekoratives preußisches Schwert gehört zu den Ausstellungsstücken.



Mit der Fähre konnten die Besucher am Eröffnungstag zum archäologischen Siedlungs-Reservat am anderen Warthe-Ufer fahren.

Das archäologische Siedlungs-Reservat (weiß umrandet) am anderen Warthe-Ufer gehört ebenfalls zum Museum Santok.

Als Ergänzung zur Ausstellung werden Animationen gezeigt, die das Leben in der frühmittelalterlichen Stadt nachbilden.

Die Siedlung auf der Landzunge am Zusammenfluss von Warthe und Netze.

Als der Platz innerhalb des Schutzwalls knapp wurde, mussten auch vorgelagert Hütten gebaut werden.

Ein Erdwall mit Holzpalisaden und Wachtürmen sollte die Siedlung vor Angriffen schützen.

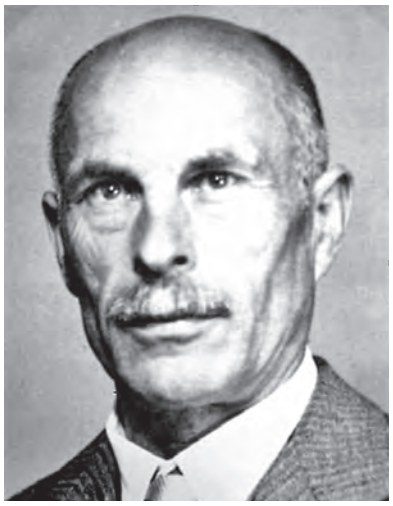
Hier sieht man schon einen gemauerten Wachturm und Siedlungshäuser am Flussufer.

August Friedrich Hänseler

Verdienstvoller Heimatforscher der Zantocher Region

Prof. Dr. Joachim Gasiecki*

In diesem Aufsatz wollen wir eine interessante Persönlichkeit würdigen, über die bisher wenig veröffentlicht wurde, die aber mehr Aufmerksamkeit verdient. Wir wenden uns dem aus der Neumark stammenden August Friedrich Hänseler zu. Im Jahre 1999 ist im „Landsberger Heimatblatt“ bereits eine biographische Darstellung eines Nachfahren der Familie Hänseler, nämlich von einem Urgroßneffen des August Hänseler, erschienen.[1] Wir entnehmen dieser Darstellung einige grundlegende Fakten aus seinem Leben, denn insgesamt liegen relativ wenig Materialien über seine persönliche Entwicklung vor. Insgesamt wird aber im vorliegenden Beitrag ein etwas anderer Ansatz versucht, um die Persönlichkeit von August Friedrich Hänseler zu würdigen. Wir versuchen eine kurze Analyse seines historisch-schriftstellerischen Wirkens, um von dort her Ansatzpunkte zur Bewertung verschiedener Aspekte für sein Leben und Schaffen zu finden.



August Friedrich Hänseler im Jahr 1943.

August Friedrich Hänseler wurde am 23.04.1888 in der Gemeinde Wepritz im Landkreis Landsberg/Warthe geboren, im heutigen Wieprzyce im Kreis Gorzów Wlkp.[2] Er war das dritte Kind von **August Hermann Franz Hänseler** (1853-1932), Fischergutsbesitzer und Landwirt, und seiner Frau **Marie Luise de Heese** (1856-1903) aus Berkenwerder bei Landsberg (Warthe). Ihr Haus befand sich im Wepritzer Bruchgebiet, 1. Reihe vor dem „Sommerdamm“. Die Familie Hänseler befand sich seit mindestens sechs Generationen in Wepritz. In der erwähnten biographischen Darstellung wird angenommen, dass die Ausgangsgeneration der Hänseler in Wepritz Menschen waren, die während des 30jährigen Krieges, also in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts, als Flüchtlinge gekommen waren, aus welcher Gegend sie zugezogen sein sollen, ist nicht weiter bekannt. Verfolgen wir das Leben von August Hänseler im Detail, dann ergeben sich die folgenden Abschnitte:

- Volksschulbesuch in Wepritz, wahrscheinlich bis 1903; anschließend Absolvierung einer Ausbildung als Volksschullehrer, wahrscheinlich bis 1807 in Friedeberg/Neumark;
- danach etwa vier Jahre Tätigkeit als Aushilfslehrer an verschiedenen Schulen, um vor allem praktische Lehrerfahrungen zu sammeln;
- Übernahme seiner ersten Festanstellung 1911/12 an der Schule in Netzbruch, heute Przynotecko, im Kreis Friedeberg/Neumark, an der er bis Ende 1914 verblieb; in dieser Zeit – am 24.09.1913 – heiratete er in Birkholz/Neumark die aus diesem Ort stammende Lehrerstochter **Anna Diescher**, am 24.06.1914 wurde das einziges Kind **Anneliese Gertrud** geboren;
- am 01.01.1915 trat er an der Volksschule in Zantoch bei Landsberg (Warthe) eine Anstellung als Hauptlehrer an;
- am 01.01.1932 wurde er als Hauptlehrer an die Schule in Friedland/Niederlausitz versetzt, an der er bis 1945 tätig war; als Soldat konnte er im Zweiten Weltkrieg wegen gesundheitlicher Probleme und damit Dienstuntauglichkeit nicht eingezogen werden;
- Anfang Juni 1945 wurde er vom NKWD, der russischen Geheimpolizei, wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP – wahrscheinlich nach einer Denunziation – verhaftet und in einem Lager in Weesow, einem späteren Stadtteil von Werneuchen, in der Nähe von Bernau in Brandenburg, interniert;
- dort verstarb er am 14.08.1945.

Wepritz – der Geburtsort von August Friedrich Hänseler.

1 Olaf R. Hänseler: Der Lehrer, Heimat- und Ahnenforscher August Friedrich Hänseler – zum 110. Geburtstag. – In: Heimatblatt der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg/ Warthe Stadt und Land. – Heft 19/1999, S. 19 ff.

2 Seit 1962 sind größere Teile von Wieprzyce in die Stadt Gorzów eingemeindet, seitdem gibt es den Stadtteil Gorzów Wlkp.- Wieprzyce.

Das Lehrerseminar in Friedeberg.

Besondere Aufmerksamkeit erreichte er durch seine heimatgeschichtlichen Veröffentlichungen. Er wird auf einer Online-Seite über die Region, die von Karl-Heinz Wentzell, dem früheren Redakteur des „Heimatblattes“ betreut wurde, als „einer der verdienstvollsten Heimatforscher der Zantocher Region vor 1945“ angesehen, in dessen Aufsätzen „wir etwas über Episoden erfahren, die wir in Chroniken oder offiziellen Veröffentlichungen nicht finden. … Wir finden bei ihm Themen und Leitgedanken, wie sie professionelle Historiker selten verwenden: Geschichte der einzelnen Berufe und Betriebe, Mühlen, familien- und vermögensrechtliche Verhältnisse auf großen Gütern usw.“ August Hänseler – er ließ in der Autorenangabe seiner Aufsätze in der Regel seinen zweiten Vornamen weg – hat an allen seinen Arbeitsorten heimatgeschichtliche Forschungen betrieben und seine Ergebnisse veröffentlicht. Insgesamt sind es bisher weit über 140 festgestellte Beiträge. An jedem seiner Arbeitsorte beschäftigte er sich mit der Historie des Umfeldes, wobei wir über das Niederlausitzer Gebiet, in dem er 13 Jahre weilte, bisher nur wenige Beiträge nachweisen konnten, es werden aber weitere existieren.[3]

Heimatwanderungen und Veröffentlichungen

Bereits auf seiner ersten Festanstellung in Netzbruch bei Friedeberg/Neumark begann er mit seinen historisch-schriftstellerischen Arbeiten. Schon 1913 versuchte er einen Beitrag über Breitenwerder in der Zeitschrift des regionalen Lehrerverbandes „Beiträge zur Heimatkunde“ unterzubringen, was aber nicht gelang, so dass er seinen ersten Aufsatz erst 1921 in den „Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark“ veröffentlichen konnte. In einer Ausgabe dieser „Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark“ vom Anfang der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurde mitgeteilt, dass am 25.09.1921 der Hauptlehrer Hänseler aus Zantoch „eine Heimatwanderung durch Zantoch und seine nächste Umgebung [leitete] und die Zeit der heißen Kämpfe der Polen, Pommern und Deutschen um dieses Fleckchen Erde vor dem Blick [erstehen ließ].“[4] Diese Führung ist die erste uns bekannte öffentliche Führung von August Hänseler, ihr sind andere vorausgegangen bzw. gefolgt. Viele Details aus seinem Leben sind uns nicht bekannt. Wir kennen aber die meisten seiner Veröffentlichungen, aus denen wir indirekt auf seine eigene Entwicklung folgern können. Wenden wir uns daher seinen heimatgeschichtlichen Arbeiten zu. In einer Bibliographie, zusammengestellt von seinem Urgroßneffen **Olaf R. Hänseler**, sind 123 Veröffentlichungen aus den Jahren 1921 bis 1940 aufgeführt, die wir – wie schon angeführt – vervollständigen konnten.[5] Eine verallgemeinernde Bewertung der Beiträge von A. Hänseler führt zu den folgenden Seiten und Anliegen seiner Aufsätze: Seine Beschäftigung mit der Historie zeigt ein bemerkenswertes, lebhaftes und andauerndes Empfinden für heimatgeschichtliche Fragen. Seit seiner Schulzeit in Wepritz hat er das dort durch seinen Schullehrer geweckte historische Interesse ein Leben lang wachgehalten. Dabei bemerkt man beim ersten Betrachten der Aufzeichnungen eine Vorliebe für kurze Ausarbeitungen, eine umfassendere Einordnung in eine übergreifende wissenschaftliche Diskussion und Auseinandersetzung war nicht sein Hauptanliegen. Obwohl er auch mehrere längere Artikel veröffentlicht hat. Die knappe Information über regionale Fakten, die für den Leser einen Neuigkeitswert besitzen, war ein wesentliches Ziel seiner Aufsätze. Auffallend ist seine Konzentration auf die Menschen in vergangenen Zeiten. Das korrespondiert mit seinem familienhistorischen Interesse, das weit über die eigene unmittelbare Ahnenforschung hinausgeht und sowohl die verschiedenen Familienreihen der Hänseler/Henseler/Hensel insgesamt überblickt als auch die Gründer/Kolonisten und anderen frühen Bewohner verschiedener Ortschaften

3 Bisher sind dem Autor nur die folgenden Veröffentlichungen von Hänseler bekannt, die den Niederlausitzer Raum betreffen:
- Die Voigtsmühle. – Die Wuggelmühle. – (1934) – In: Krüger, Gerhard: Die Mühlen des Amtes Friedland. – Aus der Vergangenheit des Ordensamt Friedland/Niederlausitz. – 1937. – Auch abgedruckt bei: L.-B. Knöfel: Friedland meine Heimatstadt. – Friedland 2001.
- Das Ordensamt Friedland nach dem Dreißigjährigen Kriege. (Aufgrund des Amtshausbuches von 1665). – In: Niederlausitzer Mitteilungen, Bd. 23, 1935, S. 91-114.
- Aus dem alten Kirchenbuch der Stadt Friedland. – In: Lübbenauer Kreisblatt, Nr. 36 vom 24.03.1937.

4 Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark, Heft 41, S. 28. – Landsberg/Warthe 1923.

5 In der umfangreichen Aufstellung von Olaf Hänseler gibt es lediglich eine falsche Zuordnung: Seine Titelangabe Nr. 30 aus den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Neumark“, 1935, Nr. 4-6, „Die Pfalz-Zweibrückische Kolonie Fahlenwerder im Amte Karzig“ ist unzutreffend. Der Aufsatz wurde von einem Autor **Wilhelm Hensel** verfasst.

Am 01.01.1915 wird Hänseler Hauptlehrer in der Volksschule in Zantoch – auf dem Foto das Gebäude am linken Bildrand.

seiner Umgebung betrachtet.[6] Hervorzuheben ist die unermüdliche Suche nach heimatgeschichtlichen Quellen und das damit verbundene Bemühen, der Allgemeinheit bisher wenig oder noch gar nicht bekannte Fakten aus Kirchenbüchern und Gutsarchiven vorzulegen. Gerade diese Suche nach Originalquellen hat wesentlich dazu beigetragen, dass die von ihm veröffentlichten Beiträge konkret, anschaulich und überzeugend gewirkt haben. In seiner historischen Arbeit verbinden sich individuelle Interessen mit dem Bestreben, möglichst umfangreich sein heimatgeschichtliches Wissen und seine daraus erwachsenden Kenntnisse an viele Menschen weiterzugeben. Vorträge und geführte Wanderungen waren neben den schriftstellerischen Arbeiten ständiger Bestandteil seiner ehrenamtlichen Arbeit. Dazu gehörte auch sein Beitritt zum „Verein für die Geschichte der Neumark“, der seinen Sitz in Landsberg (Warthe) hatte. Er war seit Anfang der zwanziger Jahre Mitglied dieses Vereins. Der Gedanken- und Informationsaustausch mit gleichgesinnten, zumeist ebenfalls ehrenamtlichen Heimatforschern, die Anregungen durch die jährlichen Veranstaltungen des Vereins, die Veröffentlichungen in den Vereinspublikationen begleiteten ihn sein Leben lang. Insgesamt kann man über August Hänseler aussagen, dass seine konkreten Forschungen und ihre überzeugende Darstellung einen wesentlichen Beitrag nicht nur zur historischen Wissensübertragung, sondern auch zur übergreifenden Kulturgeschichte der von ihm betrachteten Räume seines Heimatgebietes, der brandenburgischen Neumark, leisten. In diesem Sinne sieht er sich auch selbst als Kulturhistoriker.

Die vorstehenden Ausführungen sind eine Anregung, sich mit dem Heimatforscher August Hänseler etwas vertrauter zu machen. Viele seiner Veröffentlichungen sind im Internet in digitalisierter Form aufzufinden. Vielleicht wird der eine oder andere auch dazu veranlasst, soweit möglich, selbst Recherchen vorzunehmen. Es muss nicht immer ein – manchmal schwer zu realisierendes – Quellenstudium sein, man sollte vielleicht auch aus bereits vorliegender älterer Literatur schöpfen, um Details der Heimatgeschichte aktuell aufzubereiten und unter heutigen Aspekten zugänglich zu machen.[7]

6 Leider sind die meisten seiner genealogischen Sammlungen und Aufzeichnung verlorengegangen, wie Olaf Hänseler am angegebenen Ort berichtet.

7 Im Zusammenhang mit der Persönlichkeit, die mit diesem Aufsatz gewürdigt wurde, tauchen besonders zwei Probleme auf. Das erste bezieht sich auf eine Konkretisierungsfrage: Offensichtlich gab es in Wepritz mehrere Familien Hänseler. Ab wann existierte die Zergliederung der Sippe im Ort? Das zweite Problem ist: In den Niederlanden gibt es heute einen Familienverband, der sich auf Angehörige der Sippe Hänseler aus Wepritz bis etwa auf das Jahr 1700 zurückführt. Wann erfolgte diese Verknüpfung der Hänseler-Familie mit einer niederländischen Familie? Handelte es sich um eine Auswanderung aus Wepritz? Oder bezieht sich dieser Zusammenhang auf die ursprüngliche Heimat der Sippe Hänseler, bevor sie nach Wepritz kam?

Musik ist sein Leben

Zum 84. Geburtstag von Helmut Seidel aus Lipke

Im Januar hat Helmut Seidel seinen 84. Geburtstag gefeiert. Den Geburtstag beging der Tenor aus Weingarten mit seiner Frau Helga in einer Zeit, die ihn traurig macht. Das Ehepaar zählt zur höchsten Corona-Risikogruppe. „Wir haben uns ganz zurückgezogen. Niemand kommt zu uns und wir gehen zu niemandem“, berichtete Seidel. Weithin bekannt machten den Mann seine Stimme, seine Vortragskunst und sein vielfach gewürdigtes soziales Engagement.

Großes Engagement: Seidel und seine Ehefrau Helga haben 2020 eine Kinderdorf-Patenschaft übernommen.
Bild: Alexander Werner

Drei Jahrzehnte, 27 Konzerte, 160.000 Euro Spenden

„Raus geht es nur zu Arztbesuchen, zum Einkaufen und zum Vogelfüttern im Garten“, sagt Seidel. Er vermisst sehr sein Vereins- und Gemeinschaftsleben. „Die Pandemie und ihre Folgen haben etwas Beängstigendes.“ Was ihn tief bewegt, ist das vermehrte Leid, das Corona weltweit den Menschen und vor allem Kindern bringt. Denn seit vielen Jahren setzt er sich mit Herzblut für das Wohl von Kindern ein. 27 Liedernachmittage hatte er in den vergangenen drei Jahrzehnten zugunsten von „SOS-Kinderdörfer weltweit“ veranstaltet. Über 162.000 Euro kamen dabei an Spendengeldern zusammen. Seidels Stimme trug selbst in fortgeschrittenem Alter. So sang er auch solo und im Duett im Konzert 2019, zu dem er wieder befreundete Musiker und Sänger einlud. Mit großem Bedauern musste er wegen der Corona-Pandemie den für August 2020 geplanten 28. Benefiz-Liedernachmittag nebst Ersatztermin absagen. Ruhen ließ ihn das im Streben zu helfen nicht. 2020 startete er eine Spendenaktion mit Unterstützung der Gemeinde. Abend für Abend schrieb er handschriftlich an 100 Freunde und Bekannte mit der Bitte um Spenden. Am Ende waren es 70 Leute, die ihre Spende für SOS-Kinderdörfer direkt an die Gemeinde überwiesen. Den Scheck über 5.000 Euro überbrachte Seidel persönlich in München.

Ein Leben für den Gesang: 1979 gab Helmut Seidel einen anspruchsvollen Liederabend in der Weingartner Walzbachhalle. Am Klavier begleitete ihn sein Förderer Wilhelm Sautter.
Bild: Helmut Seidel

Geld für Flüchtlingscamp Moria

In einer symbolischen Übergabe im Weingartener Rathaus mit Bürgermeister Eric Bänziger war per Video als Vorstandvorsitzender von SOS-Kinderdörfer auch Wilfried Vyslozil zugeschaltet. Die Spenden gingen an Kinderdörfer in Griechenland und Kinder im Flüchtlingscamp Moria auf Lesbos.

Seidel bezeichnete das trotz der Corona-Pandemie erzielte Spendenergebnis als „größtes Geschenk“ zu seinem kommenden Geburtstag. 2020 schloss er zudem gemeinsam mit seiner Frau eine Patenschaft für das Kinderdorf in Skopje in Nordmazedonien ab. Sein großes Ziel, dreißig Liedernachmittag zu gestalten, ist durch Corona in Frage gestellt. Dabei waren die Liedernachmittage keineswegs der Beginn seines Engagements. Bereits Jahre zuvor sang Seidel in Solokonzerten zugunsten des Bundes deutscher Kriegsblinder Karlsruhe und Umgebung. Ab 1982 widmete er seine Solo-Liederabende Weingartner Kindergärten und Schulen. Die Liedernachmittage begannen später zuerst Open Air im Fränkischen Hof, bis es nach rund der Hälfte der bisherigen Konzerte in die Kirche ging.

Leidvolle Kindheit

Geboren wurde Seidels Wunsch, die große Not auf der Welt zu lindern, aus seiner leidvollen Kindheit. Als „Zeit der Tränen“ schildert er die Flucht aus seinem Heimatdorf Lipke im früher Brandenburgischen und heutigen Polen, den frühen Tod der Mutter, die Gefangenschaft des Vaters und die Vertreibung. Zuerst schlug er sich allein mit seiner Schwester durch und kam dann über Grötzingen 1957 über seine Heirat nach Weingarten. Beruflich war Seidel zuletzt 25 Jahre verantwortlich bei der Bundesbahn tätig. Dankbar ist er, dass seine große Sangesbegabung ihm die Basis für die Hilfe schuf. Entdeckt hatte sie Anfang der 60er Jahre der Chorleiter des Männergesangvereins. Nach einer profunden gesanglichen und musikalischen Schulung wäre Seidel mit seinem glänzenden lyrischen Tenor auch eine Gesangkarriere offen gestanden. Doch er entschied sich für ein heimisches Familien- und Gemeinschaftsleben mit dem Gesang.

Quelle: Alexander Werner, Badische Neue Nachrichten

Landsberger Literaturverzeichnis

der Bibliothek der
Stiftung Brandenburg

Heimatkreis Landsberg (Warthe)

Der Versand und die Bezahlung der noch lieferbaren Literatur erfolgt zentral über die Stiftung Brandenburg: 15517 Fürstenwalde/Spree, Parkallee 14, Tel. 03361-310952, E-Mail: info@stiftung-brandenburg.de
Alle Angebote zuzüglich Porto und Verpackung.

Die Schriften, teils nur noch wenige Restauflagen, werden preiswert zzgl. der Versandkosten angeboten. Über die untenstehende Liste hinaus sind weitere Angebote mit Literatur der historischen Kreise Arnswalde/Nm, Soldin/Nm, Oststernberg und Weststernberg vorrätig.

25 Jahre Patenschaft mit Kreis und Stadt Herford
1957 bis 1982; ein dokumentarischer Bericht von Hans Beske - 0,50 €

Festschrift zum 125-jährigen Bestehen des Gymnasiums in Landsberg (Warthe)
1859 bis1984, von Siegfried Beske - 0,50 €

Gorzów w mojej pamięci = Gorzów in meiner Erinnerung
von der Wojewódzka i Miejska Biblioteka, Publiczna w Gorzowie Wielkopolskim.
[Edward Jaworski, Grzegorz Kowalski], Text deutsch und polnisch - 7,00 €

Gorzów Wielkopolski – Landsberg (Warthe), Stadt- und Umgebungsplan
mit polnischen u. deutschen Bezeichnungen, Maßstab 1:16500 - 2,00 €

Heimatblatt der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg (Warthe) Stadt und Land
Sachregister 1949-1988, bearb. von Gerhard Butzin, 1993 - 2,00 €

Heimatblatt der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg (Warthe) Stadt und Land
Sondernummer Landsberger Illustrierte: Landsberger grüßen aus aller Welt
Kurt Imm, P. Schmaeling (Bearb.) - 0,50 €

Ernst Henseler – 1852-1940: Ein Maler aus dem Warthebruch
Hrsg. BAG Landsberg/W. e. V., Gerhard Boese (Bearb.) - 6,00 €
ab 10 Exemplaren je - 3,00 €

Kłodawa, historia pewnej wsi – Kladow, die Geschichte eines Dorfes
von Jerzy Zysnarski (Bearb.), Michael Groß (Übers.) - 1,00 €

Kolonistenverzeichnisse aus Landsberg (Warthe) und Umgebung (1740-1788)
Landsberg/W., Friedrichsstadt, Blockwinkel, Plonitz, Hopfenbruch, Giesenaue, Dühringshof und Blumenthal von Georg Grüneberg - 0,50 €

Landsberg (Warthe) – Herford: 10 Jahre Patenschaft, 1957-1967
Festschrift und Rechenschaftsbericht - 0,50 €

Kurt Aurig (1883-1957) – der Landsberger Fotograf
von Matthias Lehmann, Zdzisław Linkowski, zahlreiche Abb.- 5,00 €
ab 10 Exemplaren je - 2,00 €

Luteranie w Gorzowie (1537-2007): z okazji 470-lecia luterańskich nabożeństw w Gorzowie (Landsbergu) w 750. urodziny miasta
von Robert Piotrowski, Paweł A. Leszczyóski (Hrsg.) - 2,00 €

Neumärkisches Wanderbuch: 70 Wanderungen durch die Neumark
von Günther-Fritz Mannheim, Nachdruck 1997 der Ausgabe von 1929 - 1,00 €

Marzęcin: Wspomnienie o nieistnieącej wsi = Marienspring: Erinnerungen an ein untergegangenes Dorf
Dietrich Handt (Bearb.), Ortsplan als Beilage - 1,00 €

My ze szkoły na Zawarciu = Wir aus der Schule in der Brückenvorstadt
Von Alina Nowak, in Deutsch und Polnisch, Jubiläum zum 100. Jahrestag - 0,50 €

Patenschaft Landsberg (Warthe) – Herford 1956-1976: Auf dem Wege zur Partnerschaft
Hrsg. Hans Beske, Sonderdruck, zahlreiche Abb. - 0,50 €

Plan der Stadt Landsberg (Warthe) aus dem Jahre 1940 mit heutigen Straßennamen
Maßstab 1:12500 - 3,00 €

Wege zueinander = Drogi Ku Sobie: Landsberg (Warthe) – Gorzów Wlkp.
von Barbara Beske, Ursula Hasse-Dresing, Teresa Mika (Übers.), in Deutsch u. Polnisch - 7,00 €

Wizerunki Gorzowa Wielkopolskiego (Landsberg/Warthe) u zbiorach Muzeum
Lubuskiego im Jana Dekerta w Gorzowie Wielkopolskim = Bildnisse von Landsberg/Warthe (Gorzów Wielkopolski) in der Sammlung von Muzeum Lubuskie
Kunstmappe mit 10 Ansichten, Stichen und Fotografien aus dem Zeitraum von 1650 bis 1975 - 5,00 €

In teilweise sehr begrenzter Zahl stehen folgende Medien als CD bzw. DVD zur Verfügung:

Erinnerungen aus der Stadt Gorzów
Dieser Film zeigt eine Gruppe von Polen, die aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten stammen.
Sie wurden auch 1945 aus ihrer Heimat vertrieben, da Russland diese Gebiete annektierte. Man nannte es damals Umsiedlung. Auf Wegen durch die Stadt sprechen diese Polen über ihre Erlebnisse zur Vertreibung, der oft wochen- bis monatelangen Reisen, zum Teil bis zu 1 Jahr, in Zügen bis nach Landsberg. Sie waren genauso unglücklich wie wir!

Erinnerungen aus der Stadt Landsberg
Ein Film, in dem 4 Frauen und 2 Männer Kindheitserinnerungen und Erlebnisse zu Flucht und Vertreibung 1945 schildern. Der Film zeigt die Orte in Landsberg, Gralow und Zanzin, in denen die Erzähler ihre Heimat hatten. Es werden die Erlebnisse aus der Kindheit an Beispielen geschildert und im Film mit Aufnahmen und Bildern unterlegt.

Friedensglocke
Eine Dokumentation über die Friedensglocke und die 750-Jahr-Feier der Stadt Landsberg/Gorzów – Film auf DVD

Vergangene Zeit – verlorene Orte
Film auf 3 DVDs über folgende Orte aus dem Landkreis aus heutiger Sicht, mit ausführlichem deutschem Kommentar:
Zechow - Borkow - Liebenow - Jahnsfelde - Kernein - Stennewitz - Gralow - Bürgerwiese - Ratzdorf - Zantoch - Dechsel - Neuendorf - Pollychen - Altensorge - Beyersdorf - Lipke - Schönewald - Hohenwalde - Lipkesch-Bruch - Derschau - Marwitz - Morrrn - Eulam - Zanzin - Alexandersdorf - Wepritz - Himmelstädt - Dühringshof - Marienspring - Vietz - Kladow - Tamsel - Stolzenberg - Zanzhausen - Rohrbruch

Diaschau auf 7 DVDs über die Stadt und 1 DVD über den Landkreis
Aufgenommen und kommentiert von Bernd Reinke, Elbinger Weg 4, 29225 Celle

Heimatblätter Nr. 1 – heute (ausgenommen Heimatblatt Nr. 10)
Als einzelne PDF-Dateien oder Restexemplare einzelner Ausgaben auch noch in gedruckter Form erhältlich.
Zusammenfassung aller Heimatblätter Nr. 1 bis heute als PDF-Datei.

Von diesen Schriften sind nur noch wenige Restexemplare vorhanden, aber komplette Ausgaben gibt es als PDF-Datei:
- **Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 1**
  Monatsberichte der ehemaligen Kirchengemeinden von Landsberg (Warthe) Stadt und Land, 1946 bis 1948 – Faksimiledrucke (auch weiter unten: durchsuchbare PDF-Datei von Harry Rusch)
- **Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 2**
  Die Deutschen in Landsberg (Warthe) 1945 bis 1950 – Studie von Zbigniew Czarnuch mit einem Koreferat von Dietrich Handt.
- **Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes – Heft 3**
  Teil-Reprint mit Ergänzungen des Heimatblattes, Heft 10, Juni 1965
  Erinnerungen an Flucht und Vertreibung – Wege in eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft.

Folgende Medien können gegen Kostenerstattung bezogen werden von:

Matthias Lehmann
E-Mail: matthiasw.lehmann@web.de, Tel. 06501/13464

Die „Villa Lehmann“ in Landsberg (Warthe)/Gorzów Wlkp.
2018, 132 Seiten, für 15 € erhältlich
Ernst Henseler, Der Maler aus Wepritz an der Warthe
von Gerhard Boese und Matthias Lehmann,
2. Aufl., 2016, 250 Doppelseiten, für 30 € portofrei

Harry Rusch
An Kaemenas Hof 59, 28325 Bremen, Tel. 0421/175 2324

- **Heimatblätter 1949-1989** – digitalisiert als PDF-Datei, stehen auch als durchsuchbare PDF-Dateien zur Verfügung.
- **Monatsberichte 1946-1948** – als durchsuchbare PDF-Datei
- **Adressbuch Landsberg (Warthe) und Bürgerwiesen von 1937/1938**
  Dieses E-Book ist eine Kopie des Adressbuches von Landsberg (Warthe) aus den Jahren 1937/38, das nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist. Ein Werk, das für Genealogen von großer Bedeutung ist und eine wertvolle Hilfe bei der Forschung nach Familien aus dieser Region darstellt.

Alte Heimatblätter gesucht!
Unsere neue Leserin Ursula Piskorz geb. Hinkelmann aus Tamsel sucht alte Heimatblätter und würde sich auch über Kontakte zu ehemaligen Bewohnern freuen.

Ursula Piskorz · Reicheltstraße 7 · 16515 Oranienburg
Tel. 03301- 55498

90. Geburtstag der Lutherkirche in der Brückenvorstadt von Landsberg (Warthe)

Unser Leser Norbert Funke schrieb an die Redaktion und legte auch ein Foto der Kirche bei:

Am 14. Dezember 1930 wurde die Lutherkirche eingeweiht. Für die damalige Zeit ein moderner Bau vom Berliner Architekten ***Dr. Curt Steinberg****. Der Turm ist 46 m hoch. Der Klinker kam aus Morrn im Kreis Landsberg. Die letzten Pastoren waren Pastor* ***Otto Reso*** *und Pastor* ***von Werder****.*

Auch heute noch ist die Kirche ein sehenswerter Bau.

Schöne Sommertage an alle Leser des Heimatblattes!

Norbert Funke
Peine

Sehr geehrter Norbert Funke, ganz lieben Dank, dass Sie an dieses nicht alltägliche Jubiläum erinnern. Die Redaktion hat sich erlaubt, noch einige Fotos der Kirche für die Leser beizusteuern.

Der Architekt

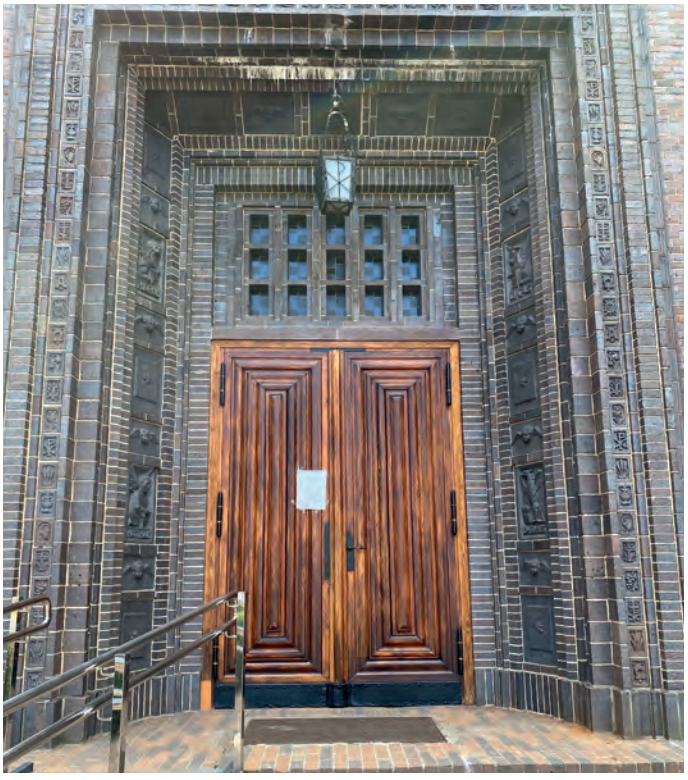
Curt Carl Ernst Steinberg (* 12. Dezember 1880 in Koblenz; † 13. Dezember 1960 in Hannover) war ein deutscher Architekt, Baubeamter und Maler. Von 1900 bis 1905 studierte er Architektur an der Technischen Hochschule (Berlin-)Charlottenburg und schloss dieses Studium als Diplom-Ingenieur ab. Parallel dazu hatte er Malerei an der Berliner Kunstakademie studiert. Als Leiter des Kirchlichen Bauamtes des Evangelischen Konsistoriums Brandenburg schuf Steinberg in den 1910er bis 1930er Jahren die Entwürfe für zahlreiche evangelische Kirchenneubauten in der Region Berlin-Brandenburg. 1938 wurde er zum Kirchenoberbaurat befördert. Im Jahr 1953 erhielt er durch den damaligen Bundespräsidenten Theodor Heuss das Bundesverdienstkreuz für sein Lebenswerk.

Die Lutherkirche in der Brückenvorstadt.
Bild: Norbert Funke

Der Eingangsbereich im Sommer 2020.
Bild: SL

Ansicht aus einer ungewöhnlichen Perspektive.
Bild: facebook

Das Innere der heute katholischen Lutherkirche.
Bild: SL



Die Einfassung der Kirchentür wurde mit zahlreichen Schmuckklinkern aufwändig gestaltet.
Bild: SL

Seitenansicht der Lutherkirche – Zugang von der ehemaligen Wachsbleiche.
Bild: Wiki Commons

Das beeindruckende Kuppeldach von innen gesehen.
Bild: SL